# Geheimnisse.

Novellen

von

**Karl Frenzel.**

Zweiter Band.

Leipzig,
Ernst Julius Günther.

New-York,
L. W. Schmidt.

1871.

# Erstes Kapitel.

Fast war die Sonne hinter den Horizont versunken. Ein heller Goldschimmer lag über der Landschaft und ließ sie in dieser Beleuchtung noch lachender und reizvoller erscheinen, als sie es schon an sich durch ihre Bodengestaltung und Fruchtbarkeit war. Der Blick des Betrachters schweifte über eine weite, sanft gewellte Ebene, in der blühende Saatfelder und Wiesen im saftigsten Grün mit waidenden Heerden einen dem Auge gefälligen Wechsel der Farben darboten. Im Südwesten zeichneten sich schön geschwungene Höhenlinien auf dem Goldgrunde des Himmels ab, während im Nordosten ein breiter kegelförmiger Berggipfel, weit in die Ebene als Ausläufer des sich dahinter in das Land hinein verlierenden Gebirgzuges vorgeschoben, emporstieg. Frisches Waldesgrün umkränzte seinen Fuß, auf seiner Höhe lag ein weitläufiges Gebäude, schloßähnlich, mit

Zinnen und Thürmen. Vom Fuße des Berges zog sich ein stattliches Dorf, mit Gärten und Baumgruppen zwischen den Häusern, in die Ebene. Ueber den kleinen Fluß, der zwischen Erlen= und Weidengebüschen mit starkem Fall dahinströmte, führte in geringer Entfernung von dem Dorfe eine schmale steinerne Brücke. Wer von Westen die große Fahrstraße daherkam und in das Dorf oder zum Schlosse hinauf wollte, mußte darüber gehen, und ein lästiger Aufenthalt pflegte zu entstehen, wenn zu gleicher Zeit ein schwerbeladener Wagen aus dem Dorfe hinaus und ein anderer hinein fahren wollte. Ueberdieß fiel das Ufer des Flusses hier besonders jäh und steil ab, und manches Unglück, das hier schon geschehen, hatte der Stelle einen bösen Ruf verschafft. Doch war trotz aller Reden und Klagen in der Gemeinde nichts gethan worden, ihre Gefährlichkeit zu mindern.

Auf diese Brücke zu rollte ein leichtes, zierliches Gefährt, von einem Paar munterer, isabellfarbener Ponies gezogen. Da es noch ein gutes Stück Wegs bis zu der gefährlichen Stelle war, ließ die junge Dame, die vom hohen Sitz aus die Pferde lenkte, auf der sicheren, ebenen Straße dieselben nach ihrem Willen lustig dahintraben. In ihren hellen Augen, auf ihrem heiteren und ruhigen Gesicht schien sich gleichsam die

Schönheit der Landschaft und der Abendsonnenglanz wiederzuspiegeln: im Gegensatz zu ihrem Gefährten, von dessen hoher Stirn ein finsterer Schatten nicht weichen wollte, auch nicht, wenn seine Begleiterin eine Bemerkung zu ihm machte. Die Grüße der von ihrer Arbeit heimkehrenden Landleute, die von der Dame mit freundlicher Neigung erwidert wurden, beachtete er kaum und griff nur zuweilen wie verdrossen an seinen Hut.

Kein Wunder, daß ihm die Bauern eine üble Nachrede hielten. „An Dem werden wir einen schlimmen Herrn haben!“ „Dem juckt der Hochmuth in allen Fingern, und er ist doch nur ein armer Schlucker.“ „Ach, was Habenichts! Bei dem Adel ist die Regel, je fauler und je ärmer, um so hochmüthiger!“ „Gott bessere es, da war der Vater des gnädigen Fräuleins ein ganz anderer Mann.“ „Nun, nun, Alter, es wird wohl auch mit Dem nicht so weit her gewesen sein! Du kannst jetzt klug reden, der Herr ist lange todt.“ „Ja wohl, lange, fünfzehn Jahre und darüber!“ „Im Grunde, was kümmert's uns, wer da oben sitzt?“ Und der Redner zeigte nach dem Schlosse auf der Bergkuppe. „Unsereins kommt doch nicht hinauf.“ „Wer kann wissen?“ entgegnete ein Anderer zweifelnd. „Stirbt plötzlich irgendwo ein reicher Mann und setzt Dich zum Erben ein . . .“ „Ja ja, es geht wunderlich in

der Welt zu. Stirbt da dieser alte Weßbach und wer erbt das schöne Gut? Nicht der junge Herr oder das Fräulein, denen es doch eigentlich hätte zufallen sollen, sondern ein Fremder, ein Franzose, dieser Herr Etienne Gérard . . ." „Mir gefällt er gar nicht, er hat etwas Heimliches." „Ich lasse ihn nicht schelten, er thut den Armen viel Gutes und ist zu Jedermann freundlich." „Du gönnst ihm das Fräulein wohl eher, als dem jungen Herrn von Adlersheim?"

Hin und wieder ging nun die Rede, wen von beiden Bewerbern — die Leute nahmen die Werbung als selbstverständlich an, ohne sich zu kümmern, ob sie in Wahrheit stattfinde — das Fräulein mit Hand und Herz beglücken werde. Diejenigen aber, mit deren Schicksal man sich so eifrig beschäftigte, waren nicht in der Stimmung, das Geringste für oder gegen die Prophezeihungen der Bauern zu thun. Die Verdrossenheit ihres Begleiters hatte endlich auch das junge Mädchen ergriffen. Der einsilbigen Unterhaltung, die sich bisher mühsam fortgeschleppt, war tiefes Schweigen gefolgt. Die Arme über einander geschlagen starrte er finster vor sich hin. Ihm lachte die Landschaft nicht entgegen, er sah wie durch einen trüben, grauen Schleier. Neben traurigen Gedanken, die sein Gemüth niederdrückten, mochte ihm auch seine Stellung an der Seite seiner

Cousine nicht behagen. Es ist so lächerlich, ein Mann, der sich von einer Dame kutschiren läßt! Niemals hatten ihn die romantischen und abenteuerlichen Neigungen Helenens so peinlich berührt, wie zu dieser Stunde. Wiederholt schwebte ihm ein zorniges Wort auf den Lippen, es zuckte ihm in der Hand, als müsse er nach den Zügeln fassen: immer aber bezwang er seine Heftigkeit. Wie sie so neben einander dasaßen, die beiden hohen schlanken Gestalten, hätte man sie für Geschwister halten können. Von der Seite gesehen zeigten beide Gesichter dieselbe edel schöne Profillinie; sie hatten dieselben großen, braunen, hoch überwölbten Augen. Ein dunkelblaues Amazonenkleid umschloß ihre jugendlich vollen Formen; er trug eine Art Jagdkostüm von dunklem Sammt, das die Bläße und eine gewisse Abgespanntheit seines Gesichts, im Vergleich zu der rosigen Frische Helenens, noch mehr hervorhob.

Viktor und Helene von Adlersheim waren Geschwisterkinder. Mit gleichem Vermögen waren einst ihre Väter in die Bahn des Lebens getreten; aber während Helenens Vater durch eine reiche Heirath und vom Glück begünstigt zur Höhe emporstieg, war sein Bruder mehr und mehr in die Tiefe gerathen. Doch trübte die Verschiedenheit ihrer äußeren Lage nicht die Liebe und die seelische Harmonie, die zwischen ihnen herrschte.

Helenens Vater nahm sich seines bedrängten Bruders mit thätiger Unterstützung an, Viktor wurde auf seine Kosten erzogen, und da Helene sein einziges Kind blieb, schien es nur natürlich, wenn eine Heirath zwischen ihr und Viktor die getrennten Besitzungen der Adlersheim wieder vereinigte und das alte Geschlecht wenigstens in Einem stolzen und jugendlich starken Zweige fortblühte, — Gedanken, mit denen sich der Edelmann um so lieber und hoffnungsvoller trug, seit er die verfallene Stammburg des Geschlechts auf jenem Berge dort stattlich wieder hergestellt hatte. Leider sollte er nie ihre Erfüllung sehen. Auf einer Reise durch die Schweiz, die er mit dem zwölfjährigen Viktor gemacht, war er durch einen Sturz von einem Felsen verunglückt. Erst nach monatelangem Suchen hatte man seine Leiche in einem fast unzugänglichen Abgrund aufgefunden. Schwermüthige Ahnungen hatten den sonst so heiteren und lebenslustigen Mann vor der Reise gequält und in einer solchen Anwandlung hatte er wenige Tage vor seinem Aufbruch sein Testament gemacht, in dem er seinen Bruder zum Vormund seiner damals fünfjährigen Tochter einsetzte. Der Bruder, von peinlichster Ehrenhaftigkeit und durch die Güte des Verstorbenen zu ihm und seiner Familie sich noch gebundener in der Seele fühlend, hatte seine Vor-

mundschaft, so bei Lebzeiten von Helenens Mutter wie nach dem Tode der edeln Frau, mit tadelloser Uneigennützigkeit geführt. Nicht nur, daß er sich selbst jede Einwirkung auf die Entscheidung seines Mündels, hinsichtlich ihrer Verbindung mit Viktor, versagt: auch seinem Sohn war er in der Werbung um die Liebe seiner Cousine eher hinderlich als fördernd entgegen getreten. „Wenn Helene Dir nicht ihre volle, freie Zuneigung schenkt," sagte er ihm, „werden wir bei unserer Armuth nie dem Vorwurf entgehen, auf unwürdige Weise den Willen des reichen Mädchens zu unsern Gunsten gebeugt zu haben." So war diese Verbindung, die aus den beiden jungen Leuten, wenn Helenens Vater noch gelebt, längst ein glückliches Paar gemacht hätte, in der Schwebe geblieben: ja noch mehr, das wunderliche Verhältniß, in dem sie zu einander standen, verschärfte die Verschiedenheit ihrer Charaktere, und ehe sie es ahnten, öffnete sich zwischen ihnen eine weite, trennende Kluft.

Und doch war jetzt durch eine Reihe von Zufällen die Liebe Helenens, eine Heirath mit ihr die letzte Aussicht Viktor's auf dem Meer des Lebens geworden. Schlug auch sie ihm fehl, so lag nichts vor ihm, als eine beschwerliche, mühselige Fahrt, auf ärmlichem Schiff, nach geringen Zielen! Er bewirthschaftete jetzt

das kleine Gut, das sein Vater aus dem Schiffbruch ihres Vermögens gerettet, theils, weil der Vater auf Helenens Bitte die Verwaltung ihrer Besitzungen ganz in die Hand genommen hatte, theils, um die Landwirthschaft praktisch zu erlernen. Vor zwei Jahren noch war Viktor nichts weniger als ein sorgengeplagter Landwirth gewesen; damals gab es in der nahgelegenen großen rheinischen Festung, die auf steilem Felsen gelegen über Rhein und Mosel stolz und schützend dahinschaut, keinen liebenswürdigeren und tüchtigeren Offizier, keinen Mann von feinerem Wesen und Anstand, als ihn. Widerstrebend nur hatte man ihm die Entlassung bewilligt, um die er gebeten; ungern verlor das Regiment einen so begabten jungen Offizier. Die verschiedensten Gerüchte suchten Viktor's Schritt zu erklären; die Meisten kamen überein, daß seine Verheirathung mit seiner Cousine die Lösung des Räthsels sein werde. Aber nicht Helene, nicht ihr Besitz, ein Anderes hatte Viktor's Willen trotz seiner Neigung für den Soldatenstand bestimmt. Nie hatte das Vermögen seines Vaters ausgereicht, ihn in dieser kostspieligen Laufbahn zu erhalten, die durch die aristokratischen Neigungen und eine bis zur Verschwendung gehende Großmuth und Freigebigkeit Viktor's noch kostspieliger wurde; allein zunächst hatte der Oheim in seinem Testa-

mente dem Neffen ein nicht unbedeutendes Legat ausgesetzt, und dann war ein entfernter Verwandter der Adlersheim — die Kinder hatten ihn niemals anders als Onkel Weßbach genannt, ohne zu fragen, ob ihm diese Bezeichnung auch gebühre — hilfreich eingetreten. In dieser ganzen Landschaft war Herr Bonaparte Weßbach als der reichste Kohlengrubenbesitzer und das größte Original bekannt. In jenem Jahre 1797 geboren, als der Ruhm des jungen Generals der Republik Bonaparte von den Gefilden Norditaliens her ganz Europa mit staunender Bewunderung erfüllte, hing Weßbach noch im Alter mit allen Fasern seines Herzens an dieser heroischen Gestalt, an Frankreichs Trikolore, an seinen Jugenderinnerungen. Alle Zustände hatten sich gewandelt; die Theilnahme und die Begeisterung für Frankreich, welche früher die Bewohner dieser Gegenden beseelt, waren in der jungen Generation erstorben; Bonaparte Weßbach nährte fast allein noch die kärgliche Flamme jener Sympathie und den rasch verflogenen kaiserlichen Märchentraum. Im Uebrigen ein wackerer, thätiger Bürger, voll Wohlwollen gegen seine Arbeiter, der Erste, wo es zu helfen galt, in den Gemeindeversammlungen und später in den Landtagen ein unerschrockener, redegewandter, wenn auch wunderlicher Vertheidiger der Volksrechte, hatte Weßbach sich bald eben

so das Vertrauen der Menge wie die Hochachtung der vornehmeren Gesellschaft, in die ihn sein Stand und Reichthum wiesen, gewonnen. Unverheirathet fing er ‚wie alle Hagelstolze' im höheren Alter sich nach einem Familienkreise zu sehnen an. Die Besitzungen der Adlersheim lagen nur eine Meile von seinem Wohnhause; das feine und seinen Schwächen zart entgegenkommende Wesen der Mutter Helenens bezauberte ihn, Viktor's Vater war wie Weßbach ein vortrefflicher Schachspieler, dazu die Schmeicheleien, die Liebkosungen, die Tollheiten der Kinder mit ihrem „guten spaßigen Onkel" — ehe er noch recht wußte, wie ihm geschah, war Bonaparte Weßbach an das Haus und die Familie mit starken Banden gefesselt. Jahre hindurch blieb dieser Verkehr in ruhigem Geleise, dann führten allmählich die Zeitereignisse, Weßbach's Hartnäckigkeit und Viktor's aufbrausende, leidenschaftliche Weise, die politischen Gegensätze des Alten und des Jungen, Zerwürfnisse herbei, die zu schlichten Helene ihre ganze Anmuth und ausgleichende Milde brauchte. Früher hatte es nur eines Briefes in der kühnen Handschrift und dem noch kühneren Gedankenfluge Viktor's an den „tapferen" Onkel bedurft, der einen „angehenden Feldmarschall" nicht „in der Klemme der Manichäer" sitzen lassen werde, um Weßbach's Kasse zu öffnen. „Das ist ein Junge,"

sagte er darauf wohl zu Viktor's Vater, „Sie können stolz auf ihn sein — ritterliches Wesen ganz wie Murat! Wenn der Kaiser noch lebte, der würde aus diesem Viktor etwas machen . . . Reitergeneral, Marschall, König . . . was weiß ich!" Jetzt war das anders geworden; nicht daß Weßbach in seinen alten Tagen in das schlimme Laster des Geizes verfallen wäre, aber die stolze Seele Viktor's ertrug es nicht mehr, von einem Manne Wohlthaten zu empfangen, dessen politische Ansichten und Schwärmereien für die Franzosen er bekämpfte. So sehr Weßbach die Franzosen liebte, so verhaßt waren sie Viktor. Um die Mißstimmung zwischen Beiden auf den höchsten Punkt zu treiben, mußte Weßbach nun noch ein und ein anderes Mal seine Hinneigung zu socialistischen Träumen und Versuchen verrathen, die Viktor in schroffer, absprechender Weise als die Eingebungen und Pläne von Narren und ehrgeizigen Betrügern behandelte. Auf seine eigenen Hilfsquellen angewiesen, vermochte Viktor in seinem Stande nach gewohnter Art nicht weiter zu leben: überall hätte er sich einschränken und aus dem glänzenden Cavalier vor den Augen seiner Kameraden zum Duckmäuser werden müssen. Zu einer solchen Entsagung fühlte er nicht die Kraft in sich; er zog es vor, von dem Schauplatz seiner tollen und heiteren Jugend zu verschwinden und auf dem

Lande, in ernsthafter, angestrengter Beschäftigung, ein Mann der Arbeit zu werden. Er stand an der Schwelle des dreißigsten Jahres; die Thorheiten, der fröhliche Lebensgenuß hatten allmählich ihre Frische und ihren Reiz für ihn verloren, und die männlicheren Leidenschaften des Ehrgeizes, des Erwerbs, der Macht Besitz von seiner Seele ergriffen. Auch that er wohl daran, sich durch die Verwaltung eines kleinen Guts auf die der großen Besitzungen seiner Cousine vorzubereiten, wenn es ihm beschieden sein sollte, sie heimzuführen. Und um Helenens Liebe zu gewinnen, war, wie er bald gemerkt, ein beständiges Werben nöthig. Sie hatte ein gebieterisches, launenvolles Wesen; wie alle Mädchen, die das Glück mit großem Reichthum ausgestattet, begegnete sie den Huldigungen der jungen Männer mit unverkennbarem Mißtrauen und hegte jenen romanhaften Wunsch, nur um ihrer selbst willen geliebt zu werden, so oft ihr Verstand auch dagegen anführte, daß es ja in der Welt, wie sie einmal ist, für die Andern unmöglich wäre, eine Trennung ihrer Persönlichkeit von allen Beziehungen, Umständen und Verhältnissen vorzunehmen. Zu dem hohen Selbstgefühl Helenens gesellte sich das Bewußtsein vollkommener Freiheit in der Wahl ihres Gatten. Nach dem Willen ihres Vormunds sollte sie erst mit dem Abschluß ihres einundzwanzigsten Jahres,

nach ihrer Mündigkeitserklärung, sich in dieser Hinsicht entscheiden. Gründe genug für Viktor, bis zu diesem Zeitpunkt in der unmittelbaren Nähe des schönen Mädchens zu weilen.

Diese Ueberlegungen hatten ihn dazu gebracht, aus dem Dienst zu scheiden. Nicht so klar und bestimmt, aber darum nicht weniger mächtig, hatte ein Unbewußtes ihn geleitet: die Rücksicht auf den alten Weßbach, die Hoffnung, die halb verscherzte Gunst des Greises im näheren Umgang wieder zu gewinnen. Gerade aber, als Viktor auf dem Gute seines Vaters ankam, hatte Weßbach auf den Rath der Aerzte die Gegend verlassen und war, des milderen Klima's wegen, nach Algier gegangen. Nach seiner Rückkehr war er noch zurückhaltender gegen Viktor, mürrischer und grämlicher durch Alter und Krankheit, als je zuvor. Er starb in den Armen Helenens. Der Tag der Eröffnung seines Testaments war ein Tag der Verwunderung, des Kopfschüttelns, des Unwillens für Alle. Ein Mann, dessen Name nie in der Landschaft gehört worden, ging als der Universalerbe daraus hervor: Etienne Gérard.

Das war der letzte, stärkste Schicksalsschlag gewesen der Viktor's ehrgeizige Hoffnungen getroffen. Ein dunkles Dasein, in untergeordneter Stellung, in Armuth oder in Abhängigkeit von Andern schien ihm beschieden

Die Liebe Helenens hätte ihn freilich wieder mühelos und leicht auf den Gipfel des Glücks erheben können, aber liebte sie ihn? In der Lebhaftigkeit und dem Feuer seiner Cousine, die eine unwiderstehliche Anziehungskraft auf alle Männer ausübte, lag doch auch etwas Unberechenbares. Ein Hang nach dem Seltsamen und Ungewöhnlichen, das ihren weltunerfahrenen Augen zugleich als die wahre Poesie des Lebens erschien, drängte ihre Phantasie in die Weite und beschäftigte sie mit andern, gleichsam höheren Gestalten, als die waren, welche ihren Verkehr und ihre Umgebung bildeten. Heute fielen diese Betrachtungen besonders schwer auf Viktor's Herz. Es ist doch Alles vergeblich, sagte er sich; sie liebt Dich nicht, Du bist ihr nicht romantisch genug. Wozu diese Bemühungen? Willst Du wie Jakob sieben Jahre um Rahel werben, um zuletzt dennoch abgewiesen zu werden? Als ob Du auch noch in dem Alter wärest, sieben Jahre verlieren zu können! An die Arbeit, Freund Viktor! lerne entsagen; Hunderttausend müssen es, thu's freiwillig, noch kannst Du es mit Anstand.

„Bist Du stumm geworden, Vetter Viktor?" unterbrach sie in lustigem Uebermuth diesen Gedankengang. „Ich merk' es schon, dem hohen Herrn mißfällt es, daß ich die Zügel führe."

„Ich liebe es eben nicht, unthätig dazusitzen, und im Allgemeinen, denk' ich, passen Männer besser zum Wagenlenken als Frauen."

„O wie Recht hatte Onkel Weßbach, als er Dich für den verstocktesten aller Aristokraten erklärte! Du bist ein Eisenkopf und ein Tyrann. Wir armen Frauen! Von allen höchsten Gütern des Lebens sind wir ausgeschlossen!"

Trotz seiner Verstimmung mußte er über den elegischen Ton, in dem sie dieß sagte, lachen. „Ja, die Hörigkeit der Frau! Ihr seid allezeit Sklavinnen, seit Adam es merkte, daß er stärker war, als Eva. Wenn aber von jenem schönen Stern des Abends, der dort in der blauen Wolke auftaucht. . . wenn von ihm, liebe Helene, ein Wesen auf uns herniederschaute, würde es nicht ausrufen: Da fährt eine Königin mit ihrem Sklaven spazieren? Und so weiter! Ueberall arbeitende, rastlos sich mühende Männer."

„Ihr laßt uns ja nicht arbeiten, ihr macht uns absichtlich zu eurem Spielzeuge!"

„Kind, Kind, wir sind alle ein Spielball des Schicksals," entgegnete er in einer gewissen Selbstvergessenheit. „Ein Ball, welchen die Hoffnung aufbläst, bis ein stärkerer Wind ihn zerrissen auf die Erde wirft."

„Du wirst bitter, Vetter Viktor, und Du weißt

doch, daß ich das nicht leiden kann. Diese unheimliche Anklage des guten Onkels, die Feindschaft gegen Herrn Gérard . . ." Sie hielt hastig inne, wie Eine, die zu viel gesagt hat und gern die gesprochenen Worte zurücknehmen möchte.

Ruhiger, als sie es erwartet, entgegnete er: „Wenn Du Dich einmal ganz in meine Lage versetzen wolltest, liebe Helene, so würdest Du vielleicht milder über mich urtheilen und mir zugeben, daß ich einige Ursache habe, mit dem Schicksal — da ich gegen die Menschen nicht eifern soll — zu grollen. Wir sind arm, ich habe noch zwei unerzogene Geschwister . . ."

„Eins," unterbrach sie ihn scherzend, „wirst Du mir schon überlassen müssen."

„Du bist gütig wie immer, Cousine, nur ändert das mein Geschick nicht. Ich bin nicht so erzogen worden, wie es unsern Verhältnissen entsprochen hätte. Zuerst Dein seliger Vater, dann Onkel Weßbach haben mich verwöhnt. Ich habe das Leben eines reichen Jünglings geführt, laß es mich in das schroffste Wort fassen, aus fremder Tasche. Wie leicht wäre das Leben, wenn wir nicht immer erst durch schmerzliche Enttäuschungen klug würden! Wenn unser Verstand weitsichtig genug wäre, das Ende der Bahn zu erkennen, auf die wir achtlos den Fuß setzen! Der Moralist kann mich

anklagen: ich war kein Kind und hätte bei Zeiten Einsicht haben sollen — die Einsicht, daß eines alten grämlichen Mannes Liebe nicht der sichere Boden ist, eine Zukunft darauf zu gründen, daß man nur in eigenen Schuhen feststeht! Aber Du hörst mich kaum an," setzte er auffahrend nach einem kurzen Schweigen, während dessen er ihre Antwort oder einen Einwurf umsonst erwartet hatte, hinzu, „Du siehst in die Ferne . . . nach schöneren Gestirnen!"

Auf dem Wege vom Dorfe her kam langsam ein Reiter und näherte sich, wie sie mit ihrem Wagen, der Brücke. Auf einem prächtigen arabischen Pferde ritt Herr Etienne Gérard tiefschwarz gekleidet wie immer, hinter ihm folgte sein Diener, ein Neger in phantastischer Tracht. Seit dem halben Jahre, daß Gérard die Erbschaft Weßbach's angetreten, war dieß das dritte Mal, daß eine flüchtige Begegnung zwischen ihm und Helene und deren Verwandten stattgefunden.

Viktor's Gesicht überzog eine helle Zornesröthe.

„Muß uns auch gerade der jetzt in den Wurf kommen!" brauste er auf. „Ich bin auch in der rechten Stimmung zu dieser Begrüßung! Und auf der schmalen Brücke! Ich bitte Dich, Helene, mach', daß wir vor ihm hinüber kommen. Gib mir die Zügel, ich mag ihm nicht begegnen."

„Aber ich,“ erwiderte sie trotzig. „Warum sollen wir ihn fliehen? Er hat uns nicht beleidigt; ihn meiden, heißt ihn noch stolzer machen. Ich will ihm nicht geflissentlich ausweichen, er soll nicht sagen können: Helene Adlersheim fürchtet mich!“

„Thörichte Reden!“ murmelte Viktor und trieb mit einem Peitschenhieb die Pferde an. Heftiger zogen sie an, und Helene, über des Vetters Betragen in der Gegenwart des Fremden doppelt in ihrer Eitelkeit gekränkt, riß eben so heftig, wie er geschlagen, die Zügel zurück.

Hoch auf bäumten sich die Thiere und scheu geworden durch die widerspruchsvolle Behandlung rasten sie im sausenden Lauf der Brücke zu. Sie aufzuhalten wurde selbst den vereinten Anstrengungen Viktor's und Helenens unmöglich, die Gefahr war die größte, der Wagen drohte an den steinernen Pfeilern der Brücke zertrümmert und auf das steinige, abschüssige Ufer hinabgeschleudert zu werden. Noch eine Sekunde des Schreckens, der Angst: da stieg etwas Dunkles vor ihnen auf, es gab einen heftigen Ruck, zitternd standen die Pferde still. Vor ihren Füßen suchte sich ein gestürztes, wildes schwarzes Pferd vom Boden zu erheben, der Reiter lag bewußtlos, blutend daneben: es war Etienne Gérard. Mit einem Sprunge war Viktor

vom Wagen und hob die todtblasse Helene herunter. Schnell, wie ein Blitz vorüberzuckt, hatte der ganze Vorgang stattgefunden, erst allmählich wurde den Geretteten das Geschehene klar. Der Reiter hatte von drüben her, von der andern Seite des Wassers ihre Gefahr bemerkt, war über die Brücke gejagt und hatte, indem er sein Pferd ihrem Wagen entgegenwarf und den Ponies in die Zügel fiel, dieselben zum Stehen gebracht. Dabei überschlug sich sein Roß, er stürzte zur Erde und verletzte sich den Kopf an einem der Prellsteine. Schon war Helene neben ihm niedergekniet und hatte seinen blutenden Kopf erhoben; Viktor eilte zum Flusse nieder, um Wasser in seinen Hut zu schöpfen. Mit lautem Wehklagen warf sich der Mohr, der jetzt herangekommen war, über seinen Herrn. Vom Dorfe und von den Feldern eilten Leute herzu. Auf eine Decke, die sie im Wagen gehabt, wurde der Verunglückte niedergelegt, mit zitternden Händen wusch ihm Helene das Blut von dem Gesicht und der Stirn. Welch' widerstreitende Gefühle auch in Viktor's Brust wogten, Helenens Seele war ganz und ausschließlich von dem bleichen Manne erfüllt, neben dem sie kniete, und der vielleicht sein Leben aufgeopfert hatte, um das ihre zu retten.

„Wir müssen ihn in das Pfarrhaus bringen,"

sagte Viktor, der sich wieder gesammelt; „nach dem Schloß wäre es zu weit und zu beschwerlich. Hätten wir nur gleich einen Arzt!“

„Er wollte heute Abend zur Tante kommen, hoffentlich ist er noch im Schloß,“ antwortete Helene und gab dem Mohren die nöthigen Aufträge.

Die Bauern hatten sich indeß mit dem Wagen und dem gestürzten Pferde beschäftigt. Der Wagen hatte nur unerhebliche Beschädigungen erlitten, Gérard's Pferd aber lahmte und wurde auf Viktor's Befehl von dem Mohren den Weg zum Schloß hinaufgeführt.

Man bereitete dem Verwundeten, so gut es ging, ein Lager auf dem Rücksitz des Wagens, Helene nahm neben ihm Platz, sein Haupt ruhte auf ihren Knieen. Die Spannung, die sie so lange bei diesem schrecklichen Vorfall aufrecht gehalten, ließ nach, und während sie immer von Neuem bemüht war, das unter dem leichten Verbande hervorquellende Blut zu stillen, rann eine Thräne nach der andern über ihre Wangen. Noch hatte Gérard die Augen nicht aufgeschlagen; wie leblos lag er da. Jetzt, wo Helenens Thränen in heißen Tropfen auf seine Stirn fielen, ging ein Zittern durch seinen ganzen Körper, die Brust hob sich, ein Seufzer drang leise über die halbgeöffneten Lippen — er schlug die Augen auf und sah in das schöne, angstvoll über

ihn gebeugte, thränenüberströmte Gesicht des jungen Mädchens. Wie der Sonnenstrahl eines Lächelns irrte es über seine noch eben so schmerzlich entstellten Züge — ein Augenblick, dann sank er kraftlos zurück.

Aber Helene flüsterte in aufwallender Freude: „Er lebt! Er lebt!“

## Zweites Kapitel.

Der Verwundete war in das Pfarrhaus gebracht worden, zur großen Bestürzung des Pfarrherrn, der den kräftigen Mann noch kurz vorher in denselben Räumen in blühender Gesundheit gesehen hatte. Etienne Gérard war, wie er Viktor mittheilte, bei ihm gewesen, um ihm eine Geldsumme für die Abgebrannten in einem entfernteren Dorfe, das zu seinem Sprengel gehörte, einzuhändigen. Schon während der Verwundete durch die Dorfstraße getragen wurde, hatte er wiederholt die Augen geöffnet und ein leises: „Mir ist ganz wohl!" Helenen zugeflüstert. Jetzt, auf weichem Lager, in dem stillen Gemach ruhend, erkannte er auch den Pfarrer, drückte ihm die Hand und sagte,

immer wie einer, der zwischen Schlaf und Wachen dahin dämmert: „Geben Sie sich keine Mühe um mich, es wäre so schön, in der Nähe eines Engels zu sterben!“

Der Pfarrer war in seinem langen Leben zu oft Zeuge ähnlicher Vorfälle gewesen, um in Wort und Geberde nicht das Richtige treffen und den schwer Kranken beruhigen zu können. „Schließen Sie nur wieder die Augen,“ sagte er über Etienne gebeugt, „der Engel bleibt.“ Und mit geschickter Hand fing er seine Wunden zu untersuchen an. „Ein Landpfarrer,“ meinte er zu Viktor, „muß dem Arzt ein wenig in's Handwerk zu pfuschen wissen. Ueberhaupt, was den Unterschied von Seele und Leib betrifft . . . hm, ich habe so meine ketzerischen Gedanken darüber, als wären das zwei Vorstellungen für ein Ding!“

Die Untersuchung fiel nicht ungünstig aus, die Wunde am Haupt schien wohl schwer, aber doch nicht lebensgefährlich zu sein, und in kunstgerechter Weise wurde ein Verband darum gelegt. Mit einer gewissen Eifersucht drängte Helene Viktor, der seine Hilfe dabei anbot, zurück; es war, als gönnte sie Keinem auch nur den geringsten Anspruch auf die nachherige Dankbarkeit Etienne's. Diese Behandlung, die er von seiner Cousine erfuhr, hatte nach der gemeinsam überstandenen

Gefahr, bei der Verpflichtung, die sie Beide in gleicher Weise Gérard schuldeten, etwas doppelt Kränkendes; die Lippen auf einander pressend trat Viktor an das Fenster und drückte seine Stirne an die Scheiben. In wunderlicher Mischung irrten Empfindungen des Zornes und des Hasses mit anderen, sanfteren Gefühlen der Theilnahme und der Dankbarkeit in seinem Herzen in und durch einander. Was er seit lange, wie aus tief-innerster, unausgesprochener und selbst unbewußter Ueberzeugung, als das Schlimmste für seine Hoffnungen auf Helenens Liebe gefürchtet: ein Zusammentreffen, eine Annährung zwischen seiner Cousine und dem Fremden, der so unerwartet und unerwünscht in diesem Thal erschienen war und eine feste Stellung auf diesem Boden einzunehmen sich anschickte, es war nun geschehen. Der romantische Sinn des Mädchens hätte diesen Mann nicht herrlicher mit erborgtem und erdichtetem Glanze umkleiden können, als es der Zufall jetzt mit wahrem und wirklichem gethan; Etienne Gérard, der in Afrika, wie seine Anhänger zu erzählen pflegten, siegreich im Kampf gegen Beduinenhäuptlinge und Löwen bestanden, hatte sie aus der Hand des Todes gerettet. Um das spöttische Lächeln, das Viktor sonst immer und nicht ohne Erfolg diesen abenteuerlichen Heldenthaten und Jagdgeschichten entgegengesetzt hatte,

war es für immer geschehen. Warum sollte der Mann, dessen Kühnheit sich vor ihren Augen erprobt und an ihnen selbst erwiesen, nicht auch auf dem Schlachtfelde und im Sande der Wüste ein Held gewesen sein? Eine tiefe Röthe, halb des Zornes über das Geschehene, das fortan Unabänderliche, halb der innern Scham, daß er einem jedenfalls tapferen Manne Unrecht gethan, färbte plötzlich Viktor's Wangen dunkler, und er wandte, im Grunde gegen seinen Willen, der ihm kühle Ablehnung gebot, von der stärkeren Leidenschaft hingerissen, noch einmal das Gesicht des Gegners zu sehen, die Augen nach dem Verwundeten. Der Pfarrer hatte ihm das dichte schwarze, hier und dort von einem grauen Schimmer überflogene Haar ganz aus der Stirn zurückgestrichen; frei, offen, regungslos lag das Gesicht dem forschenden Blicke Viktor's da. Ein broncefarbenes südliches Antlitz, auf dem die Kämpfe des Lebens, vielleicht auch die gefährlicheren und schlimmeren heftiger Leidenschaften, ihre deutlichen Spuren zurückgelassen: in einer tiefen Falte zwischen den Augenbrauen, in jenen feinen Schmerzenslinien, die, um den Mund gezogen, ihm zugleich etwas Entschlossenes und Unbeugsames gaben. In Allem, wie sich Viktor mit stillem Neide gestehen mußte, das Gesicht keines unbedeutenden Menschen; ein Gesicht, das halten wird, was es ver=

spricht, keines, das sich leicht vergessen läßt. Nein, gewiß nicht vergessen . . . Was zuckte nur in Viktor's Gehirn auf? Eine Erinnerung, die kaum aus der Tiefe sich erhebend auch schon wieder versunken; ein Lichtfunke, der aufleuchtend schon wieder von dichter Finsterniß verschlungen ist. Dieses Gesicht dünkte ihm bekannt, nicht das Einzelne, die Nase oder die Augen, sondern der Ausdruck, der Schnitt, die Farbe des Ganzen. Wie er sich aber auch anstrengte und sein Denken zermarterte, er fand weder den Ort, noch die Zeit, wohin er es auch nur mit annähernder Sicherheit zu stellen vermochte.

Indessen war es dem Mohren gelungen, den Arzt aufzufinden. Helenens Ahnung hatte sie nicht betrogen, der Arzt war noch auf dem Schlosse bei der kranken Tante gewesen: er kam nun in aller Eile und Unruhe über die Botschaft des Dieners in das Gemach, hieß die Andern hinausgehen, um bei der Untersuchung des Kranken nicht gestört zu werden, und behielt nur den Mohren zu den nothwendigsten Dienstleistungen bei sich. Während Helene, von Aufregung und Anstrengung erschöpft, im Nebenzimmer auf einen Stuhl sank und mit gefalteten Händen leidvoll vor sich hinstarrte, keines Wortes mächtig, ging Viktor schweigend hinaus in den Garten; er mußte im Freien Athem schöpfen,

eine unsichtbare Last hatte sich ihm auf Kopf und Herz mit niederdrückender Schwere gewälzt. Kühl wehte der Abendwind von den Bergen her um seine Stirn, aber die innere Gluth in seiner Brust dämpfte er nicht. Mit immer schnelleren Schritten maß er den Gang, der von Obstbäumen eingefaßt, von der Schwelle des Hauses bis zu der kleinen jenseitigen Thür in der lebendigen, den Garten einschließenden Hecke führte, auf und nieder. Wohin er blickte, überall schwebte ihm das Gesicht Etienne's vor, bald blaß und still, wie das eines Sterbenden, bald zornglühend, mit funkelnden Augen, wie das eines Kämpfers im wildesten Augenblick des Gefechts. Er bemerkte gar nicht, daß er sich abermals umwendend hart an den Pfarrer angerannt wäre, wenn dieser nicht, die Hände ausstreckend, gerufen hätte: „Halt, halt, Herr von Adlersheim! Was ist das? wollen Sie uns auch noch zu allem Unglück krank werden? Sie sehen aus, als wäre Ihnen ein Gespenst erschienen!"

Viktor faßte sich. „Sie sind es, Herr Pfarrer! Vergebung, ich bin so in Gedanken . . . unsere Gefahr . . . die heldenmüthige Aufopferung Herrn Gérard's. . . . Es ist mir zu verzeihen, wenn mir der Kopf noch etwas wüst ist . . . Wie geht es ihm?"

„Bei Ruhe und guter Pflege gibt der Arzt die

besten Hoffnungen; es ist kein edler Theil verletzt, kein Knochen gebrochen. Ob freilich die starke Erschütterung nicht ein Nervenfieber herbeiführen wird, läßt er noch dahingestellt. Aber mit Gottes Hilfe, bei der Kraft und Jugend Herrn Gérard's . . . nur Geduld, Herr von Adlersheim, wir werden über den Berg kommen."

„Ich wünsche es von Herzen . . . obgleich . . . hochwürdiger Herr, ich will Ihnen gegenüber nicht hinter überschwänglichen Redensarten mich verstecken, deren Schleier Sie doch nur zu bald durchschauen würden, ich könnt' es auch nicht einmal, am wenigsten in dieser Stunde . . . Herr Gérard ist mein Lebensretter, aber er wird niemals mein Freund werden."

„Man begegnet dem fremden Manne, der wie aus einer Wolke hierher niedergefallen ist, Keinem zur rechten Freude, mit Vorurtheilen, mit einer Voreingenommenheit und Abneigung, die nur zu natürlich sind. Der Fremde, der sich in unserer Nähe, ich möchte sagen, auf unserer Scholle niederläßt, hat für uns immer etwas von einem Eindringling; aber es ist ein Vorzug der Bildung, solche Vorurtheile leicht von sich abzustreifen, sobald man sie als Vorurtheile erkannt hat. Und was Herrn Gérard betrifft, er besitzt die trefflichsten Eigenschaften des Herzens und des Geistes. Wie sagt doch der Dichter? „Edel sei der Mensch, hilfreich und gut."

„Und dort drinnen," erwiderte Viktor mit einer Bewegung nach dem Fenster des Krankenzimmers hin, in einem Ton, der von einer leisen und bitteren Ironie widerklang, „liegt solch' ein Auserlesener! Ein Halbgott unter uns anderen niederen Sterblichen!"

„Sie werden ungerecht, Herr von Adlersheim," unterbrach ihn sanft verweisend der Pfarrer.

„Getrauen Sie sich, an meiner Stelle billig und gerecht zu urtheilen? Ich hatte keinen Anspruch, keinen rechtlichen Anspruch auf die Güter des alten Weßbach, allein in meiner Meinung, wie in der aller Leute in der Umgegend, die uns beide kannten, war ich der Universalerbe des alten Herrn. War es eine thörichte Selbstüberschätzung? War es der natürliche Ausfluß langjähriger Freundschaft? Sagen Sie selbst."

„Ich weiß, ich weiß," machte der Pfarrer. „Er war ein Voltairianer, der alte Herr, und hielt nicht viel von unserer Kirche und ihren heiligen Gebräuchen. Dennoch wollte er kein öffentliches Aergerniß geben, beichtete mir vor seinem Tode und empfing die heiligen Sakramente. Glauben Sie mir, Sie selber können nicht schmerzlicher von seinem letzten Willen überrascht worden sein, als ich es damals von seinem Bekenntniß wurde. Sie mit einem Legat abgefunden, Fräulein Helene gar nur mit seiner Raritätensammlung bedacht —

und ein Fremder Herr des großen Reichthums, Herr dieser Grubenwerke und dadurch halb und halb Gebieter über das Schicksal von so vielen hundert Arbeitern! Wahrhaftig, ich war so betäubt, als schwankte die Erde unter mir! Was sind die Pläne, die Hoffnungen, auch die gerechtesten, der Menschen! Und was ich sonst für eines der größten und am schwersten zu vermeidenden Vergehen gerade unseres Standes gehalten, da es sich uns so häufig und so leicht unter der Maske des Guten aufdrängt: die Erbschleicherei, sie erschien mir in diesem Augenblick in einem milderen Lichte. Wir sind allzumal Sünder vor Gott, Herr von Adlersheim! Wenn es noch möglich gewesen wäre, durch Vorstellungen, Ermahnungen und Bitten auf den verblendeten, hartnäckigen Willen des Greises einzuwirken!"

„Ich kenne Ihre Zuneigung für unser Haus, für mich, hochwürdiger Herr! Wie väterlich ernst haben Sie schon den unbändigen Knaben zur Geduld und Selbstbeschränkung gewiesen, als zu den einzigen Tugenden, die das Leben erträglich machen! Wenn er Ihnen nur gefolgt wäre! Aber gestehen Sie auch, daß ich wohl ein Recht habe, Herrn Gérard mit scheelem Blick anzusehen, da Sie selbst über sein Glück erschracken und es ihm nur zu gern entrissen hätten!"

„Es ist ja schon so," sagte der Pfarrer und legte

die Hände bedachtsam über einander. „Ein Fall, der wieder einmal zeigt, daß doch nicht immer das Böse in uns, sondern zuweilen auch in den Dingen und Zufällen liegt. In so eigenthümlicher, gefährlicher Verkettung der Verhältnisse sind Sie an Herrn Gérard gerathen. Merkwürdig! wie Sie ihn hassen, so scheut er Sie. Hoffen wir, daß die Spannung, die nur zu lange gedauert hat, sich jetzt zwischen Ihnen und ihm sanft lösen wird. Es ist ein Mann, mein lieber Viktor, dessen Freundschaft zu erwerben sich verlohnt. Der alte Weßbach hat seinen Werth richtig erkannt.“

„Meinen Sie,“ erwiderte Viktor kurz. „Ich sehe da nur einen abenteuerlichen Mann, der Andere klug zu fesseln und zu bestricken versteht, halb durch seine Erscheinung, halb durch seinen Charakter. Hören Sie wohl, ich spreche ihm durchaus nicht edle und gute Eigenschaften ab, aber es ist etwas in dem Gesicht, das mir nicht gefällt.“

„Sie sind auf falscher Fährte, da ist nichts von einem Abenteurer, einem Spekulanten auf den Reichthum und die Neigung Anderer. Gérard hat mich seit seiner Ankunft in unserer Gegend wiederholt besucht. Man ist ihm überall kalt und förmlich begegnet, sogar ausgewichen, während er das Bedürfniß empfand, sich auszusprechen und über sein Glück zu rechtfertigen.

Auch ich war Anfangs ihm gegenüber zugeknöpft und ließ ihn fühlen, daß er an eine Stelle getreten, die wir Alle einem Andern bestimmt hatten."

„Und was erfuhren Sie?" fragte mit lebhafter Spannung Viktor.

„Nicht viel, was das Thatsächliche betrifft; nichts, was wir nicht schon vorher gewußt. Daß Gérard seit fünfzehn Jahren in der französischen Armee in Algier gedient und sich von dem Stande eines gemeinen Soldaten der Fremdenlegion zu einem der kenntnißreichsten und ausgezeichnetsten Offiziere im Stabe des Marschalls Mac Mahon aufgeschwungen hatte; daß er zufällig mit Weßbach in Algier zusammengetroffen, eine Reise in's Innere des Landes mit ihm gemacht und ihn während einer Krankheit gepflegt hat. Kleinigkeiten, Dinge, wie sie Jedem geschehen und meist ohne Folge zu verlaufen pflegen, in diesem Falle aber das Verhängniß herbeiführten, unter dem wir leiden."

„Wir?" fragte Viktor.

„Ja, Sie und ich und auch Gérard. Er hatte, als er in Algier das Schreiben des Gerichtes mit der Anzeige von Weßbach's Tode und letztem Willen erhielt, keine Ahnung von den hiesigen Verhältnissen. Er wußte nur, und die Nachforschungen eines Advokaten, dem er in dieser Angelegenheit seine Aufträge

gegeben, bestätigten es ihm, daß Weßbach keine näheren Verwandten gehabt, denen auch nur der Schatten eines Rechtes auf sein Erbe zur Seite gestanden. So kommt er hier an, mit reinem Bewußtsein und reiner Hand. Jeder hütet sich wohl, dem neuen Herrn die unangenehme Wahrheit hinsichtlich Ihrer zu verkündigen. Man beklagt Sie im Stillen, öffentlich sonnt man sich in dem Glanz des neuen Gestirns; das ist nicht schön, aber menschlich. Zuletzt muß in Gérard doch ein Verdacht aufgestiegen, halbe, dunkle Worte mögen zu ihm gedrungen sein, er verlangte von mir die volle, die ungeschminkte Wahrheit."

„Und Sie," fragte heftig Viktor, „Sie erzählten ihm, daß ich . . ."

„Kennen Sie mich so schlecht?" entgegnete mild der Pfarrer. „Nicht ein einziges Mal ist in unseren Gesprächen Ihr Name genannt worden. Aber auch ohne Ihrem Stolze im leisesten nahe zu treten, konnte ich Gérard das herzliche Verhältniß schildern, in dem Weßbach so lange Jahre mit Ihren Eltern, mit des Fräuleins Mutter gelebt hatte. Ich sah ihn unter den Gedanken und Betrachtungen, die aus meiner Erzählung auf ihn einstürmen und ihm etwas wie ein Medusenhaupt vorhalten mochten, erbleichen. Stumm drückte er mir die Hand und saß eine Weile, den Kopf

auf die Linke gestützt, in sich versunken da. „Es war nicht recht von dem alten Mann," sagte er beim Scheiden, „bedauern Sie mich, ich bin sehr unglücklich."

„Eine weltschmerzliche Redensart, die nach Lord Byron schmeckt und im Uebrigen so wohlfeil ist, so wohlfeil!" murmelte Viktor halblaut.

Aber der Pfarrer hatte ihn doch verstanden und sagte: „Sie werden mich noch ernstlich böse machen, Herr von Adlersheim; prüfen Sie wenigstens, ehe Sie verdammen. Dieser Mann ist in Wahrheit tief und schmerzlich bewegt, ich kenne seine Vergangenheit nicht, allein ich begreife seine Stimmung vollständig aus seiner gegenwärtigen Lage heraus. Eine Stimmung, die ich theilen würde, wenn ich in seinem Falle wäre. Ist es denn angenehm, von allen Augen scheel und mißtrauisch angesehen zu werden und sich sagen zu müssen: ohne dein Wissen und Wollen, ohne dein Zuthun hast du ein Unrecht verübt! Und wodurch? Durch dein bloßes Dasein!"

Viktor zuckte die Achseln. „Ist es so schwer, den Weg, den er von Afrika hierher gefunden, wieder zurück zu finden?"

„Und Ihnen die ehmaligen Güter Weßbach's zu schenken? Sie sehen auch aus wie Einer, der sie von ihm zum Geschenk annehmen würde!"

„Nicht um mein Leben!“ betheuerte der junge Mann.

„Was bleibt ihm dann übrig, als sein Schicksal und wenn Sie wollen, seinen Reichthum zu ertragen? Sie kennen die griechische Sage, selbst Herkules vermochte das Hemd des Nessus nicht von sich abzustreifen. Eine ähnliche dämonische Gewalt liegt im Besitz. Wir haben ihn und er hat uns. Und zuletzt kommt es doch einzig darauf an, wie wir die Gaben, irdische wie himmlische, welche die Vorsehung uns verliehen, zum Wohl und zur Harmonie des Ganzen benutzen Da wünschte ich denn, daß alle Reichen so wohlthätig, mit so klugem und verständigem Sinn wohlthätig wären, wie dieser Herr Gérard. Getrost, mein lieber Viktor, im Lauf des Lebens muß Jeder von uns schlimmere Dinge, ein größeres Weh überwinden, als eine verlorene Erbschaft. Und immer in sich allein, durch eigene Kraft und Läuterung! Was wir gewinnen, was vor uns zerrinnt, es geschieht Alles nach einem Plane, dessen Größe und Erhabenheit uns doch nicht, wie die Philosophen des Pessimismus behaupten, ganz und gar verborgen bleibt. Auch für Sie wird die Stunde der Erkenntniß schlagen. Eines über Allem: den Platz ausfüllen, auf den wir gestellt sind, das schafft dem eigenen Herzen Ruhe, schafft Achtung vor den Mitmenschen und Gnade vor Gott.“

Wenn der Pfarrer so sprach, hatte er etwas Herzgewinnendes und Ergreifendes; ein gehaltenes, fast feierliches Wesen, das aber doch mehr an die Milde und den Ernst eines Weisen, als an die Salbung eines Priesters erinnerte. War Viktor auch über Gérard keines Besseren bekehrt, er äußerte wenigstens kein Wort mehr, und stumm kehrten sie neben einander in das Haus zurück.

Darüber war tiefe Abenddämmerung hereingebrochen, und der Pfarrer bat bedächtigen Sinnes Helene, die wieder an das Bett des Kranken gegangen war, ihm jetzt die Sorge für seinen Gast zu überlassen und mit dem Vetter nach dem Schloß zurückzukehren, wo ihre lange Abwesenheit gewiß schon ängstliche Sorge erregt habe. Solcher Aufforderung war nicht zu widerstehen; wie schwer es ihr auch wurde, Helene mußte sich von dem Kranken und der traurig süßen Pflicht, über ihn zu wachen, losreißen. Noch einen langen Blick auf ihn werfend, schied sie. Der Pfarrer begleitete die beiden jungen Leute über die Schwelle seines Hauses. Helene hatte ihren Arm in den Viktor's gelegt, aber ihre Gedanken weilten nicht bei ihm; Friede war rings umher, aber in ihre Herzen waren Unruhe und Leidenschaft eingezogen.

## Drittes Kapitel.

Mehrere Wochen waren seitdem vorübergegangen, ein sommerlich warmer Hauch wehte über die Landschaft hin und von der Wunde Etienne Gérard's war nur noch unweit der rechten Schläfe eine breite rothe Narbe zurückgeblieben.

Unter der sorgsamen Pflege Helenens, des Pfarrers und seines treuen Dieners hatte er sich allmählich wieder erholt. Aber die trübe Schwermuth, die auf ihm lastete, hatte ihn, dem belebenden Gefühl der Genesung zum Trotz, nur noch dichter umsponnen. Während sonst neue Verhältnisse, in die wir treten, Bekanntschaften mit neuen Menschen, die sich an eine gute That knüpfen, erfrischend auch auf einen umdüsterten Geist zu wirken pflegen, schien die Annähe-

rung der Adlersheim an Gérard einen entgegengesetzten Einfluß auf ihn auszuüben. So viel er konnte, vermied er die Gesellschaft der Familie; sich ganz von ihr fern zu halten und wieder in seine frühere Abgeschlossenheit zurückzuziehen, verboten ihm nicht nur die Rücksichten der Höflichkeit, die Sitte der Gesellschaft, sondern auch die Dankbarkeit, die er seiner Pflegerin Helene schuldete.

Ueber die Aufnahme, die ihm auf dem Schlosse bei seinem ersten Besuche bereitet worden war, hatte er nicht zu klagen gehabt. Viktors Eltern waren ihm auf halbem Wege entgegengekommen, und wenn die Haltung und der Dank, mit denen Viktor seinem Lebensretter begegnete, kühler und gemessener ausgefallen, so fand dieß in der Spannung Beider zu einander und in ihrem fast gleichen Alter seine Erklärung. Sie waren eben nicht mehr jung genug, um sich leicht und schwärmerisch dem neuen Eindruck hinzugeben, und wieder noch nicht alt genug, ihre Empfindungen unter der Maske höflicher Gleichgiltigkeit klug zu verbergen. Vielleicht hatte Gérard nicht einmal so viel Freundlichkeit von dem Manne erwartet, dessen Hoffnungen er zerstört: sicher war es, daß ihn Helenens tiefe Bewegung bei seinem Anblick fast erschreckt hatte. Vergebens hatte er sich bemüht, seine That, die von Allen weit über Gebühr gelobt wurde, als das Werk

eines glücklichen Zufalls, nicht als eine Handlung bewußter Ueberlegung darzustellen. Viktor, der ihm die Pein bei dieser Wendung der Unterhaltung angesehen, war ihm dann mit einem Scherze zu Hilfe gekommen und hatte das Gespräch in jenen ebenen, breiten und ungefährlichen Redefluß der guten Gesellschaft gelenkt.

Dieser erste Besuch leitete den Verkehr zwischen Gérard und Helene ein. Einladungen zu Spazierritten, zu Ausflügen in die Umgegend wurden fortan gegenseitig gemacht und angenommen; wie sich Gérard auch sträuben mochte, das Netz, in dem er gefangen war, zog sich immer enger zusammen. War es Laune des Glücks oder eine künstliche Veranstaltung, immer fand sich auf diesen Fahrten Helene an seiner Seite. Viktor, der doch den ersten Anspruch auf diesen Platz gehabt, hielt sich geflissentlich zurück, in beobachtender Stellung. Da konnte es nun nicht fehlen, daß sich das junge Mädchen in seiner ganzen Anmuth und Liebenswürdigkeit zeigte und die reiche Fülle ihres Geistes mehr als Einmal zur vollsten Entfaltung und Blüthe kam. Der Eindruck auf Gérard blieb nicht aus; aber dieser Eindruck hatte für ihn bei allem Reiz und Zauber etwas Unheimliches und Peinigendes. Wenn er sie lange betrachtet oder ihr schweigend zugehört hatte, überfiel ihn eine Art Schwindel; ein Bild tauchte in

seiner Seele auf, das ihn verwirrte und mit Entsetzen schlug: er sah sich da wie im Traum auf den steilen Grat eines Felsens geführt und von einer geheimnißvollen Macht in den klaffenden Abgrund zu seinen Füßen gezogen. Zuweilen, er wußte sich keine Rechenschaft darüber zu geben, ließ ihn der Ton ihrer Stimme, der Blick ihrer Augen zusammenfahren, es war ein Etwas darin, das er nicht hören, das er nicht sehen mochte. Allein dieser unerklärliche Schauer hielt doch auf die Dauer vor der immer sich gleichbleibenden Huld des Mädchens nicht Stand. Thörichte Einbildungen, finstere Gesichte, welche ihr Lächeln verscheuchte! Wenn sie ihm die Hand mit leisem Druck reichte, wenn sie mit jenem aufmerksamen Ohr, wie es nur Liebende haben, seinen Worten lauschte, vergaß er seine Ahnungen, und ein Ausruf der Freude, ein Leuchten, das über sein Antlitz ging, zeigten, daß auch für ihn das Leben seinen Werth noch nicht ganz verloren habe.

„Othello bei Desdemona!" spöttelte wohl darauf, wenn Gérard gegangen, Viktor, mit einem Blick tiefer Abneigung seinen Nebenbuhler verfolgend. Darüber bestand nämlich in der Umgegend und bei der Dienerschaft des Hauses kaum noch ein Zweifel, daß die reiche Schloßherrin den Fremden, den das Glück so wunderbar begünstigte, heirathen werde. Wenn Einer das

große Loos gewonnen hat, sagten die Leute, so zieht er es auch noch das zweite und dritte Mal; und wieder, setzten Andere, auf Viktor deutend hinzu, brennt Einem das Haus ab, folgt die Scheune bald nach. Wie überall fanden sich auch hier gute Freunde, die Viktor von dem Verhältniß seiner Cousine zu Etienne Gérard noch genauer zu unterrichten wußten, als er selber es war: abenteuerliche Geschichten, in denen sich nur der Neid und die gemeine Verleumdungssucht der Menschen aussprach. Was es zwischen den Beiden gab, sah Viktor, sah es nur zu gut mit eigenen Augen und zornigem Herzen, die täglich wachsende, sich im Kleinen wie im Großen äußernde Liebe des Mädchens, die Unentschiedenheit des Mannes, der in einem inneren Zwiespalt befangen, jetzt die Hand begierig nach dem Schatze auszustrecken und jetzt sie wieder furchtsam zurückzuziehen schien — wie einer, der unter diesem Schatze eine gefährliche Schlange verborgen glaubt. So metaphysisch legte sich indessen Viktor das Schwanken in Gérard's Betragen nicht aus; er sah in diesem sorgfältigen Vermeiden einer bestimmten Erklärung nur den Kunstgriff eines geschickten Spielers, der den Andern immer weiter locken will, bis er seines Sieges sicher ist. An dem Tage, wo Helene volljährig wird, meinte er, wird dieser Mensch die Maske schon fallen

lassen. Seine ursprüngliche Ansicht von Gérard's Charakter, welche die Vorstellungen des Pfarrers einen Augenblick erschüttert hatten, gewann wieder die Oberhand in ihm: schlau und verschlagen, wie er den alten Weßbach verlockt, verlockte er jetzt auch Helenen. Den Einen hatte er durch sein Soldatenthum, seine wahren oder erdichteten Fahrten und Kriegsthaten, sein Kreuz der Ehrenlegion und seine Schwärmerei für Frankreich und „die große Nation" überlistet; die Andere betrog er mit weltschmerzlicher Melancholie und jenen seltsamen Künsten, die schon Othello angewandt, um Desdemona's argloses Herz zu bestricken. Als einmal im Kreise der Familie um den Theetisch Gérard sich aus seiner gewohnten Zurückhaltung zu einem lebhafteren Ton hatte fortreißen lassen, als er da, von Helenens Blicken angefeuert, seine Kämpfe und Gefahren unter den aufrührerischen arabischen Stämmen am Saume der großen Wüste, einen waghalsigen Ritt durch die wasserlose Oede, während im Südosten am Himmel die schwärzlich-gelben Wolken, welche den Samum verkündigen, heraufzogen: als er dieß Alles geschildert und sein sonst so bleiches, gleichsam ehernes Gesicht von der Gluth der Leidenschaft entflammt wurde, war Viktor zuerst auf jene phantastische Bezeichnung gekommen. Wer doch sagen könnte, wie unsere Gedanken sich bilden,

nach welchen Gesetzen ein Wort, ein Bild ganze Reihen von Vorstellungen in uns hervorrufen! Einmal ausgesprochen, verließ dieser Name „Othello" Viktor's Einbildung nicht wieder, mehr und mehr verschmolz für ihn Gérard mit dem Helden Shakspeare's.

Die Vorliebe, ja die schwärmerische Neigung Helenens für Gérard hatte außer bei Viktor, auch bei den andern Personen in ihrer nächsten Nähe widerstrebende Empfindungen erweckt. Getreu dem Worte, das er dem Vater und der Mutter des Mädchens gegeben: der Wahl ihres Herzens keinen Zwang anzuthun, seinem ganzen ehrenfesten und schlichten Wesen getreu, hielt sich ihr Oheim in dieser Angelegenheit, von deren Entscheidung doch das Glück seines Sohnes abhing, vollkommen zurück. Nicht einmal seine Blicke sprachen seine Wünsche aus. Er behandelte Gérard wie einen ebenbürtigen Genossen, wie einen lieben und gern gesehenen Freund des Hauses. Wenn Helene das Wissen, den feinen Takt und die heroischen Eigenschaften ihres Retters rühmte, ging er bereitwillig darauf ein und wußte noch eine oder die andere Thatsache zu Gérard's Gunsten hervorzuheben. Daß er bei alledem aus einer gewissen Steifheit und Gemessenheit nicht heraus kam, lag nun einmal in dem Charakter und in den Vorurtheilen des alten Edelmanns. „Mir wäre es freilich lieber," pflegte er

zu sagen, und nicht ganz ohne Absichtlichkeit, wenn er annehmen durfte, daß man seiner Nichte die Aeußerung hinterbringen werde, „mir wäre es lieber, wenn Helene einen Edelmann heirathete; warum trägt sie einen so ehrenvollen und ruhmreichen Namen? Noblesse oblige! Aber sie hat die Wahl, die freie Wahl! Und die jungen Leute schütteln die Köpfe über unsere altmodische Weisheit, sie glauben sich besser auf Zeit und Zukunft zu verstehen, als wir!"

Weniger gelassen nahm die lebhaftere Mutter Viktor's die Schwärmerei des jungen Mädchens auf. So manches Jahr hatte sie schon Helene mit einer beinahe stürmischen Zärtlichkeit umfaßt und gehegt, mit jener ausschließlichen Liebe, die den geliebten Gegenstand niemals aus den Armen lassen will; sie schalt es Undank, daß Helene jetzt ihrer treuen Sorge vergessend einem Andern sich zugewandt, und vergaß nur darüber, daß ihre eigene Zärtlichkeit in der selbstsüchtigen Hoffnung gewurzelt, in Helenen die einstige Gattin Viktor's zu sehen. Trotz der Einreden ihres Gatten, trotz des Zwanges, den sie sich in seiner Gegenwart auferlegen mußte, trat ihre Abneigung gegen Gérard, ihr Verdruß über die Vereitlung ihres Lieblingswunsches in tausend kleinen Zeichen zu Tage.

Unter solchen gespannten Verhältnissen leiden fein

besaitete Naturen am meisten, denn ihnen ist es nicht gegeben, mit einem raschen Wort oder durch eine Handlung der Leidenschaft die Fesseln zu lösen, welche Verwandtschaft und Gewohnheit um sie geschlungen haben; ihre Verstimmung bleibt lautlos und greift im Verborgenen immer weiter um sich. So wird unter der Erde eine Mine langsam aber unaufhaltsam von den Belagerern fortgeführt, die darüber Wohnenden in der Festung haben die unbestimmte Ahnung einer bevorstehenden Erderschütterung, aber sie wissen weder ihr auszuweichen, noch ihr zu widerstehen.

Ohne daß einer der Betheiligten ihn in sein Vertrauen gezogen hätte, war dem Pfarrer das drohende Zerwürfniß nicht verborgen geblieben; er sah es mit tiefer Trauer herannahen. Durch Alles, was Menschen zu einem edlen Bunde vereinigt, war der Pfarrer mit der Familie der Adlersheim verbunden, auf der andern Seite aber hatte auch Gérard ein Stück seines Herzens gewonnen. Es war in diesem Manne eine solche Vereinigung kräftigen Wollens und tiefsinnigen Denkens, es offenbarte sich in ihm die ganze Macht einer seltenen, fast dämonischen Persönlichkeit, die unter dem Zwang und durch die Formen einer Alles gleichmachenden Bildung noch nichts von ihrer Ursprünglichkeit eingebüßt hat, etwas Düsteres und Großartiges

zugleich, dem der Pfarrer ebenso wie Helene unterlag. Kein Wunder, urtheilte Viktor in seiner bitteren Weise, dieser Afrikaner ist eben ein Zauberer; wer kennt nicht die aegyptischen Gaukler? Die Einen bezaubern Schlangen, die Anderen Menschen, und bei dem thörichten Mädchen wie bei dem blöden Alten ist die Phantasie mit dem Verstande durchgegangen. So arg war es nun doch nicht, — im Gegentheil, der Pfarrer hielt sich für verpflichtet, Helene in ernster Warnung auf die unberechenbaren traurigen Folgen aufmerksam zu machen, denen ihre Neigung sie und ihre Verwandten auszusetzen drohte. „Es hat sich noch immer gestraft," sagte er, den besonderen Fall unter ein allgemeines Gesetz fassend, „wenn ohne äußerste Nothwendigkeit ein Weib aus den altgewohnten, engen aber doch festen und Schutz gewährenden Schranken ihres Lebens tritt, sei es von einer Hoffnung verführt, oder von einer Leidenschaft verblendet. Denn die Hoffnungen werden zu Enttäuschungen, und die Leidenschaft ist die Flamme eines Augenblicks, jene Schranken aber bleiben fest, von der Natur gezogen und von der Sitte geheiligt. Gewiß gibt es auch außerhalb ihrer ein Glück, nur fürchte ich, daß es durch die Trennung von geliebten Wesen, von jenen unbeschreiblichen, kleinsten und doch tiefsten Eindrücken der ersten Jugend zu theuer erkauft wird. Wir reißen

uns los, allein ein Stachel bleibt in unserer Brust zurück, der uns beständig reizt, und allem Glück, welches die Phantasie, der befriedigte Wunsch, der höchste Genuß uns gewähren können, fehlt das Beste: der Frieden. Wir Menschen sind dürftige Geschöpfe; wir bilden uns ein, weil unsere Gedanken so hoch gehen, könnten wir auch unsere Person leicht und heiter aus dem Staube der gemeinen Wirklichkeit retten, aber wir sind ohne Flügel geboren, und mit tausend Fäden ziehen uns Gewohnheit und Alltäglichkeit wieder zum alten Boden nieder."

Wie ebenso viele Stiche empfand Helene diese Worte des Pfarrers in ihrem Herzen. Hatte denn nur das Hergebrachte, der demüthige Gehorsam des Weibes, nicht auch die Freiheit und die Leidenschaft ihre unveräußerlichen Rechte? Eine heftige Erwiderung drängte sich auf ihre Lippen, aber sie schwieg: halb ein Schweigen des Unwillens, daß der Pfarrer so eigenmächtig in ihr Leben einzugreifen suchte, halb ein Schweigen der Scham, vor einem Fremdem das Geheimniß zu enthüllen, das sie sich selbst kaum noch eingestanden hatte. Der Gang vom Pfarrhause zum Schlosse hinauf, die heitere Stille des Abends beruhigten ihr Gemüth nicht. In hoher Erregung, die noch in der Röthe ihrer Wangen und in dem Funkeln

ihrer Augen widerschimmerte, trat sie auf die Terrasse des Schlosses, wo sie ihre Verwandten mit Etienne im Gespräch traf. Von der breiten, durch eine steinerne Balustrade eingefaßten Terrasse führten zu beiden Seiten mehrere Stufen in den Garten hinunter. Eine schöne und weite Aussicht über die reiche und im gefälligen Wechsel ihrer Wälder, Wiesen und Felder, ihrer malerischen Felsen und ihres freundlich hellen Flusses prangende Landschaft bot sich von hier aus dem Schauenden dar. Ein sanfter, goldbesäumter Himmel wölbte sich darüber, und die Friedensstimmung der Natur schien ihre wohlthätige Wirkung auch auf die Gesellschaft zu üben. Helene hörte, als sie mit schnellen Schritten und klopfendem Herzen durch den halbrunden Saal ging, dessen Glasthüren sich auf die Terrasse öffneten, Viktor ganz gegen seine Gewohnheit herzlich lachen. „Nein, nein,“ sagte er lustig, „Sie sind zu gutmüthig und zu romantisch gestimmt, Herr Gérard. Wahrhaftig, das ist eine Geschichte, so schaurig und so rührend erzählt, wie es nur ein romantischer Dichter vermag. An Ihnen ist doch etwas von einem träumerischen Poeten verloren gegangen! Der alte Pierre Barnay, oder in gutes Deutsch übersetzt: Peter Barnewitz, ein Held, ein Einsiedler aus unglücklicher Liebe oder, frei nach Schiller, ein Ver-

brecher aus verlorener Ehre! Peter Barnewitz!" Sein Gelächter und die drollige Art, wie er den Namen aussprach, mußte etwas Ansteckendes haben, denn auch Gérard, auf dessen Kosten es ging, lächelte und meinte: „So kann man zu Helden- und Liebesruhm kommen und weiß nicht wie!"

In diesem Augenblicke trat Helene auf die Terrasse und fragte: „Was gibt's denn?"

War es nun der eigenthümlich zitternde Ton ihrer Stimme, ihr unerwartetes Erscheinen oder die Aufregung in ihrem Wesen und ihren Zügen, es wehte wie ein kalter Hauch über die Gesellschaft und die harmlose Heiterkeit verstummte.

„Es ist nichts, mein gnädiges Fräulein," sagte Gérard, „ein scherzhafter Irrthum. Ich war gestern tiefer in den Wald jenseits der Kohlengruben geritten und fand dort mitten im Dickicht, von Tannen und Fichten versteckt, an einem kleinen Teich ein altes, verfallenes Haus. Die Lage des Ortes, die Einsamkeit umher, das alterthümliche, von Epheu umsponnene Gemäuer machten einen tiefen Eindruck auf mich. Ich erkundigte mich bei meinen Leuten, woher dieß Haus stamme, wer es zuletzt bewohnt habe, und hörte, daß dort ein seltsamer Mensch zwanzig Jahre bis an sein Lebensende geweilt habe. Es war eine wunderliche Ge-

schichte, die ich vernahm: ein armer Försterbursche, der eine Gräfin geliebt und viel Schlimmes dabei erfahren, bis er sich nach manchen Abenteuern menschenscheu und lebenssatt in die Einsamkeit flüchtete. Noch voll davon bin ich so eben herübergekommen, Frau von Adlersheim und Sie, mein Fräulein, und die Herren zu bitten, morgen bei gutem Wetter mit mir nach dem Waldhause zu fahren. Ich war in dem Fieber und der Freude eines Entdeckers und erfahre nun... Herr von Adlersheim hat recht, es ist zu drollig!"

„Du wirst mit uns lachen, Helene," sagte Viktor, „es handelt sich um den alten Barnewitz, von dem Dein seliger Vater uns so köstliche, so schnurrige Geschichten erzählt hat. Da sieht man, wie sich Mythen im Volke bilden! Dieser Barnewitz war ein verschlagener Schmuggler, er hatte das Gemäuer von den Gemeinden, die den Wald seit der Revolution — vordem war er Klostergut gewesen — besitzen, um ein Billiges gekauft, spielte dort bald den Schatzgräber, bald den Gespensterseher und paschte dabei mit anderen verwegenen Leuten hinüber und herüber über die französische Grenze. Er ist dann, als die Sache auf dem Punkt stand, verrathen zu werden, geheimnißvoll, wie er gekommen, wieder verschollen."

„Wie eigen," entgegnete Gérard und stützte den

Kopf in die Hand: „mir war es, als könne man in jenem Walddunkel, an dem schwarzen, tiefen, unheimlich schönen Gewässer nur weltentsagende Gedanken haben, nur das Glück der Stille empfinden, endlich dem Lärm und dem wilden Treiben der Menschen entronnen zu sein — oder nachsinnen über das Räthsel des Lebens und die grausame Verkettung der Umstände, die jetzt Heilige, jetzt Verbrecher aus uns macht, Verbrecher!" setzte er hastig in schmerzlicher Bewegung hinzu, „ach nein! Nur Unglückliche, tief Unglückliche!"

„Der Ort hat es Ihnen angethan," sagte der alte Baron, „und Sie wollen sich diesen Eindruck nicht durch eine Dissonanz stören lassen. Viktor übertreibt natürlich ein wenig, aber dieß kann ich aus eigener Anschauung versichern: eine poetische Figur war der Schmuggler nicht!"

„Der Geschmack, der Alles gekostet hat und immer nach Neuem lüstern ist," nahm Viktor unbefangen das Gespräch wieder auf, „will es jetzt einmal mit den großen Uebelthätern versuchen. Von den untersten zu den obersten Schichten der Gesellschaft ist das Wohlgefallen an Kriminalvorfällen und Sensationsgeschichten, das Gefühl für wahre Schönheit vergiftend, gedrungen. Die Dichter begeistern sich für Alle, welche, wie sie be-

haupten, ungerechter Weise von der Gesellschaft ausgestoßen oder doch ausgeschlossen worden sind."

„Willst Du alle Urtheile der Gesellschaft unterschreiben, Alles für gut erklären, was die sogenannte Sitte uns vorschreibt?" unterbrach ihn nicht ohne Heftigkeit Helene. Sie bezog seine Aeußerung allein auf sich und ihre Liebe und wollte in Gérard's Gegenwart auch nicht den leisesten Zweifel über ihre Ansichten aufkommen lassen.

„Die Sitten und die Formen, in denen wir leben," entgegnete Viktor — und er zwang sich ihrer Heftigkeit gegenüber absichtlich zur Ruhe — „sind nicht in allen Stücken gut, darum ändern und bessern sie sich ja von Geschlecht zu Geschlecht; aber der Einzelne darf nicht zu jeder Stunde seine Willkür und Laune an die Stelle des Alleingültigen setzen. Von den Dichtungen verführt, gefallen sich leider Viele in der Verwirrung dieser Begriffe und preisen offener oder heimlicher den Bruch des Gesetzes; es hat seinen Reiz, sich in den poetischen Mantel Fra Diavolo's zu hüllen."

„Sind Sie Ihrer immer so sicher, Herr von Adlersheim," fragte Gérard, seine dunklen Augen auf ihn richtend, „daß niemals Leidenschaften, schreckliche Umstände, ein unbezwinglicher Trieb Sie zu einer schlimmen That, zu einer That hinreißen würden, die Sie dann

Ihr Leben lang bereuen und doch niemals auch nur auf eine Minute aus Ihrem Gedächtniß weglöschen könnten?"

„Ich glaube," antwortete Viktor, den durchbohrenden Blicken des Anderen kalt und stolz begegnend, „so vermessen dieß klingt. Und ich will Ihnen sagen warum!" Die Frage Gérard's hatte ihn gereizt, und, sich von seinem Sitz erhebend, fuhr er fort: „Hätte ich in Leidenschaft etwas gethan, was die Ehre oder das Gesetz verletzt, so würde ich, zur Besinnung gekommen, meinem Leben ein Ende machen. Ehe meine Schuld bekannt würde, hätte mein Tod sie gesühnt."

Etienne Gérard war bleich geworden, und seine Hand zitterte leise auf der Platte des Tisches. Der alte Baron warf seinem Sohn einen streng verweisenden Blick zu und sagte: „Was sind das für lästerliche Reden!" Helene aber rief: „An Viktor hat der Staat einen Inquisitor eingebüßt; da er die armen Sünder nicht bestrafen kann, bestraft er freigebig sich selbst!" Aus dem Spott schlug ihre Stimmung in die höchste Erregung um, und mit wogender Brust, fast athemlos setzte sie hinzu: „Welch ein Hochmuth, und welche Vermessenheit ist es, wenn nüchterner Verstand und kalte Herzlosigkeit über Thaten der Leidenschaft, über Menschen, die dem Schicksal und den Göttern trotzen, in der Armuth ihrer Nichtigkeit zu Gericht sitzen wollen!"

Die ganze Gesellschaft hatte sich erhoben. Helene stand neben Gérard, und reichte ihm in der Selbstvergessenheit der Aufregung stumm die Hand, als wolle sie ihm damit sagen: „Ich verstehe Dich!" Die Arme über einander geschlagen ging Viktor die steinernen Stufen nach dem Garten hinab. „Das war das Ende," murmelte er, „ich habe sie verloren. Aber besser so, als in dieser unerträglichen Lage weiter leben."

Erst während des Abendtisches vermißten die Anderen Viktor. Auf die Frage nach ihm flüsterte ein Diener dem Baron einige Worte in's Ohr. Der alte Herr verfärbte sich, behielt aber doch seine adelig gemessene Haltung bei und sagte: „Mein Sohn empfiehlt sich Ihnen, Herr Gérard, und Dir, liebe Helene; unabweisliche Geschäfte — er hat auf seinem Zimmer einen Brief von unserem Verwalter vorgefunden — haben ihn zu einer so plötzlichen Abreise genöthigt."

---

## Viertes Kapitel.

In sehr gemischter Stimmung hatte am andern Tage die Gesellschaft die Fahrt nach dem einsamen Hause im Walde angetreten. Der leise Versuch, den Gérard noch am Abend vorher nach der plötzlichen Abreise Viktor's gemacht hatte, die Fahrt aufzuschieben, war von Helene mit der eigensinnigen Heftigkeit eines jungen, schönen Mädchens abgewiesen worden, das sich in solchen Dingen als Herrin über den Willen der Anderen weiß. Auf halbem Wege zwischen dem Schlosse und seinem Gut war Gérard dann dem Wagen der Adlersheim entgegengekommen; er ritt sein edles arabisches Pferd, das sich von seinem Sturz an der Brücke vollständig wieder erholt hatte, und blieb bis an den Saum des Waldes, an dessen jenseitigem Rande die Grenze gegen Frankreich hinlief, an der Seite des Wagens.

Der alte Herr von Adlersheim bewahrte seine würdige Haltung, und er mußte wohl scharf auf seine Gattin eingeredet haben, denn sie gab sich wenigstens Mühe, ihren so wohl begründeten Verdruß, den sie nicht ganz unterdrücken konnte, hinter dem Vorwande einer kleinen Unpäßlichkeit zu verbergen. Nur um Helenen das Vergnügen nicht zu stören, habe sie die Fahrt mitgemacht, behauptete sie, als Gérard nach dem Grunde ihrer Schweigsamkeit fragte. Im Uebrigen wurde der Abwesenheit Viktor's, wie in stillschweigender Uebereinkunft, von Keinem gedacht.

Oefters, wenn sich die Straße verengte, denn sie waren jetzt von der breiten Landstraße in einen Feldweg eingebogen, mußte Gérard seinen Platz aufgeben und bald dem Wagen voranreiten, bald hinter ihm zurückbleiben. In solcher Frist, wo die Augen Helenens ihren besänftigenden Zauber nicht auf ihn ausüben konnten, umstürmten ihn tausend vorwurfsvolle Gedanken. „Was willst Du hier? Warum drängst Du Dich in diese bisher so ruhige, glückliche Familie, Du, dem überall das Unheil folgt? Nicht genug, daß Du dem jungen Mann sein Erbe genommen, willst Du ihm auch noch die Braut rauben! Pfui, welch ein Schwächling, welch ein Feigling bist Du! Statt von hinnen zu fliehen, siehst Du den Gram dieser alten

Leute und kannst Dich doch nicht losreißen. Was hoffst Du denn? Dieses Mädchen zu berühren, zu besitzen? Unsinniger, Verblendeter! Blicke doch einmal in den Spiegel Deines Gewissens! Hast Du auch ein Recht auf das Glück des Lebens, auf die Liebe eines solchen Mädchens?" Aber solche Gedanken hinderten nicht, daß die Räder des Wagens immer weiter rollten, und das Pferd seinen träumerischen Reiter ihnen unaufhaltsam nachtrug.

Da kam der Wald. Gérard bat die Damen, auszusteigen und die von diesem Punkte aus verhältnißmäßig kurze Strecke zu den Ruinen zu Fuß zurückzulegen. Wagen und Pferde wurden in dem kleinen hier gelegenen Wirthshause, das früher, als der ganze Verkehr zwischen Frankreich und den preußischen Rheinlanden hin und her auf mächtigen Frachtwagen noch dicht an ihm vorüber gegangen, bessere Zeiten gesehen hatte, unter der Obhut der Diener zurückgelassen. Es zeigte sich bald, daß Gérard jeden Steg im Walde kannte, und auf die Frage des alten Herrn, wie er, der Fremde, sich so rasch auf diesem Boden zurecht gefunden, antwortete er: „Bedenken Sie doch, Herr Baron, daß viele Wochen lang dieser Wald mein einziger Freund war. Die Menschen sahen mich mit mißtrauischen Augen an, die Bäume nicht. Sie sind meine

alten Bekannten von Jugend auf und sind mir immer treu geblieben. Es war die Zeit der fallenden Blätter, als ich hierher kam, und das Herbstgefühl, das die Natur bewegte, war auch in meinem Herzen."

Das Wetter begünstigte den Spaziergang; der Schatten, den die Bäume gewährten, und der Wind, der in gleichmäßigen Pausen durch ihre Wipfel rauschte, mäßigten die Hitze des Sommertages. Knorrige Eichen und schlank emporragende Buchen mit silbergrauen, säulenähnlichen Stämmen unterbrachen mit ihrem fröhlichen Grün das ernste Düster der Fichten, welche in der Waldung vorherrschten. Je tiefer sie in den Wald vordrangen, desto freier und gehobener wurde die Stimmung Helenens: für sie war die Abwesenheit des Vetters, welche die Anderen heimlich bekümmerte, ein Glück mehr zu der Freude dieses schönen Tages. Längst war ihr das beobachtende Wesen, die spöttische Weise und die Verbitterung Viktor's zur Last geworden. Sie erkannte darin nicht den Ausdruck seiner Neigung für sie, sondern den seiner Herrschsucht und Anmaßung. Heiter eilte sie jetzt den Andern voran, sie hatte ihren Strohhut abgenommen und der Wind spielte lustig mit ihren braunen Locken. Mit entzückten Blicken folgte Gérard der schlanken Gestalt, aber ein tiefer Gram blieb in seiner Seele und der Schatten einer

unbezwinglichen Schwermuth auf seiner Stirn, auch jetzt, wo er ihr den Arm bot, um sie über eine beschwerliche Stelle zu geleiten. Vor Alters hatte ein Graben, der mit dem Teich in Verbindung stand, diesen Theil des Waldes durchschnitten. Im Frühjahr pflegte er sich noch mit Wasser zu füllen; jetzt war er ausgetrocknet, Steine, vom Sturm abgebrochene Zweige und Aeste bedeckte seinen Grund; hier galt es, vorsichtig die Böschung hinab und auf der andern Seite wieder hinauf zu steigen. Es war nicht Gérard's Absicht gewesen, an diesen Punkt zu gelangen; weiter hin nach Westen führte ein ebener, wenn auch längerer Pfad zu dem Teich. Aber das muthwillige Voraneilen Helenens und seine eigene Unachtsamkeit, da er viel mehr mit seinen Gedanken und dem schönen Mädchen, als mit dem Wege beschäftigt gewesen, hatten sie hierher gebracht. Helene lachte hell auf, als sie die Verlegenheit Gérard's und das bestürzte Antlitz der Tante sah.

„Ja, liebe Tante," rief sie lustig, und küßte ihr neckisch die Hand, „das hilft nun Nichts, wir sind hier im alten, romantischen Land!"

Und der Baron, dem die Abenteuer seiner Jugend einfallen mochten, wie er so oft zu Fuß oder zu Pferd über solche Gräben gesprungen, rieb sich die Hände und sagte: „Vorwärts, Herr Gérard, frische Fische, gute Fische!"

Sicher und leicht brachte Gérard seine Gefährtin über das anscheinend so gefährliche Hinderniß, allein, wie scherzhaft sich auch das Ganze ausnahm, ihm lockte es nur ein schnell wieder verschwindendes Lächeln ab.

Am jenseitigen Rande des Grabens blieben die Beiden stehen, um die Alten, die sich mühsamer durch das Gestrüpp arbeiteten, zu erwarten. „Sie blicken so traurig, Herr Gérard,“ sagte plötzlich, aus ihrer Munterkeit zum Ernst übergehend, Helene. „Was bedrückt Sie? Mir ist die Welt nie schöner und freier vorgekommen, als heute!“

„Nichts, gnädiges Fräulein, was ich Ihnen sagen, ja, was ich nur von mir selbst mit bestimmtem Wort bezeichnen könnte. Ich bin auch nicht niedergedrückt oder verstimmt, wie Sie meinen, ich habe eben keine heitere Ader in mir. Vielleicht haben die harten Entbehrungen meiner Jugend und die Mühsal meiner späteren Jahre mir die rechte Freude an der Welt verkümmert. In meiner kriegerischen Laufbahn ist eine Scene des Schreckens und des Jammers der andern gefolgt; zwischen ihnen liegen die öden Jahre eines eintönigen, ereignißlos sich dahinschleppenden Garnisonlebens, in dem Bücher, deutsche Bücher vor Allem, und die holde Kunst der Musik meine einzige Zerstreuung

waren. Das hat meinen Sinn auf den Ernst des Lebens gerichtet und gibt mir jetzt eine Düsterkeit, eine Schwerfälligkeit, die so gar nicht zu Ihrer Jugend und Fröhlichkeit passen."

„Für meine Fröhlichkeit?" erwiderte sie und sah ihn mit einer halb sinnigen, halb verdießlichen Miene an. „Halten Sie mich denn für ganz unfähig, ernsthafte Dinge ernsthaft zu nehmen? Bin ich auch für Sie nichts mehr als ein Schmetterling, der leichtsinnig von Blume zu Blume flattert? Wie seltsam sind doch die Männer, die von den Frauen nur immer Lachen und Scherz erwarten und sich dann wundern, wenn die so Gewöhnten sich zaghaft vor jeder schweren Entscheidung fürchten! Ja, mein Leben ist bis jetzt ohne Sorge und ohne Kampf verflossen, aber glauben Sie darum nicht, daß ich im Bilde der Welt nicht auch die dunklen Farben und die tiefen Schatten entdeckte! Ich fühle es nur zu oft, daß wir Alle zum Schmerz geboren sind, ja, daß wir nur durch Leiden . . ." Hier wurde sie durch die Ankunft ihrer Verwandten und durch ein leises Zucken Gérard's unterbrochen. Er hatte ihre Hand losgelassen und vermied es auf dem Wege, den sie noch bis zu den Ruinen zurückzulegen hatten, mit einer gewissen Aengstlichkeit, das Wort ausschließlich an sie zu richten. Auch gab der

Baron jetzt einige Späße aus dem Leben des alten Barnewitz zum Besten, die vortrefflich die List und die Eigenart des abenteuerlichen Mannes schilderten. Darüber hatten sie den Teich und das einsame Haus erreicht. Wie hoch gespannt auch Helenens Erwartungen durch Gérard's Erzählung sein mochten, der Anblick dieser Stelle, die sie zum ersten Mal betrat, machte einen unbeschreiblichen Eindruck auf sie. Rings umher tiefste, verschwiegenste grüne Waldeinsamkeit, unter wolkenlosem Himmel, in dem gleichmäßig goldigen Licht eines Sommernachmittags. Das schwärzlich grüne Gewässer des kleinen, aber dem Anschein nach tiefen Weihers, von sonnigen Streiflichtern überflogen, die Fichten im weiten Halbkreis umherstehend, das alte Haus mit den eingesunkenen steinernen Stufen vor der gewaltigen, einst mit Eisen beschlagenen Hausthür, den zerstörten Fenstern, dem zur Hälfte eingestürzten Schindeldach, die Krähen und Dohlen, die bei der Ankunft der Wanderer kreischend von dem alten Thurm, der die eine Ecke des Hauses krönte, emporflogen: Alles war so eigen, so malerisch, voll schwermüthiger Romantik. Die Tante rümpfte mit mitleidigem und verächtlichem Blicke die Nase. Dieser Punkt, von dem nicht die geringste Aussicht zu gewinnen war, lohnte kaum die Mühe des weiten Weges; dazu die Feuchtigkeit

umher, die Molche und Kröten, die sie überall vermuthete ... sie war so ungnädiger Laune, daß der Oheim sie sanft ein wenig zur Seite nach dem Walde zu führen mußte, wo der Boden trockener war und große moosbewachsene Steine eine Art von Sitz boten.

Wieder blieben so Gérard und Helene allein. Er wagte es nicht mehr, sie anzusehen, er fürchtete sich vor der Liebe, die nun schon sein ganzes Herz — er empfand es an den Schlägen desselben — erfüllt hatte. Was würde die kommende Minute bringen? Helene mochte eine ähnliche Empfindung von der Bedeutung des nächsten Augenblickes für ihre ganze Zukunft haben. Obgleich sie ihr Gesicht von ihm abgewandt hatte und wie verloren vor sich hin über den Teich blickte, flammten doch ihre Wangen von dunkler Röthe. Ohne sich nach ihm umzusehen, schritt sie immer näher an das Gewässer heran, wo Schilf und Rohr, gleichsam wie eine Fortsetzung des Pflanzenwuchses auf der Haide, üppig daraus emporschossen. Leise bog der Wind die feinen Spitzen des Röhrichts zu dem Wasser nieder, und wenn er dann weiter über die glatte Oberfläche hinstrich und sie unmerklich kräuselte, war es, als ob die Sonnenlichter auf dem schwarzgrünen Grunde hin und her hüpften. Ein und ein anderes Mal tönte von dem andern Ufer des Weihers der schrille Pfiff

einer Rohrdommel herüber. Dieser Laut, der Wind und das melancholische Geschrei der Unken waren in dem fast feierlichen Schweigen die einzigen, dem menschlichen Ohr vernehmbaren Zeichen der Bewegung des Alls.

„Wagen Sie sich nicht zu weit vor, Fräulein Helene!“ warnte Gérard; „der Boden ist sumpfig, und Sie könnnten ausgleiten.“ Er war dicht an ihrer Seite und sie hörte seine kurzen schnellen Athemzüge.

„Welche Stille im Walde!“ sagte sie fast tonlos.

„Und wie wenig,“ brach er aus, „entspricht sie unserm Leben, unserm Herzen! Ach, Helene, wenn Sie in den Aufruhr des meinigen blicken könnten! Auf so viele Güter, welche die Glücklichen, als ob sie zu ihrem Dasein gehörten, sorglos und mühelos besitzen, hab' ich von Jugend auf verzichten müssen. Früh sind mir die Eltern gestorben, früh hab' ich meine Heimath verlassen, ich bin unstät auf Erden gewesen, und unstät und unruhig ist mein Herz. Nie hab' ich die Seligkeit des Friedens tiefer empfunden als in dieser Stunde, an Ihrer Seite, aber zugleich erhebt sich drohend die Gewißheit, daß diese Stunde vorübergehen wird und mit ihr auch das höchste Glück, das ich ein Augenblick ahnen, fühlen sollte, um seinen Verlu[illegible] u so schmerzlicher und für immer zu beklagen.“

„Das höchste Glück," entgegnete sie befangen, „wer sagt Ihnen denn, daß Sie es verlieren müssen?"

„Nicht?" rief er, „Sie wollten mir gestatten, Ihnen zu dienen, um Ihre Neigung zu werben? Und wenn auch Ihre Freundschaft meine Fehler entschuldigte, mein Verdienst erhöhte, würden Ihre Verwandten nicht mit Recht den Abenteurer von ihrer Schwelle weisen, der seinen Blick zu Ihnen erhob?"

„Ich bin frei," erwiderte sie, mit einem gewissen Stolze ihr Haupt aufrichtend und sah ihn lange mit ihren schwärmerischen Augen an.

„Helene!" und er drückte ihre Hand an seine Lippen.

Weiter sprachen sie nichts, es war Zeit, zu den beiden Alten zurückzukehren. Helene hatte die Empfindung, als würde sie, auf einer rosigen Wolke schwebend, dahingetragen, die ganze Poesie ihrer Träume schien sich zu verwirklichen. Die Einförmigkeit und Einsamkeit ihres Lebens auf dem stillen Schloß, in einem engen Kreise von Menschen, diese Abgeschlossenheit, die nur selten von kurzen Besuchen in den fröhlichen Städten des Rheins unterbrochen worden war, hatten ihren Gedanken die Richtung in eine ideale Welt gegeben und ihren Sinn für das schnelle und richtige Erfassen der Wirklichkeit nicht scharf genug ausgebildet. Wie ihre Mutter wiegte sie sich gern in

erträumten Herrlichkeiten, und ihr Reichthum auf der einen, die sorgende, sie verziehende Liebe ihrer Verwandten auf der andern Seite hatten ihr bisher den Anblick des Elends und der Enttäuschungen des Lebens erspart. Die Erscheinung Gérard's bestärkte noch diese gehobene Stimmung. In dem Bewußtsein, von ihm geliebt zu werden, erschien sie sich jetzt als das beneidenswertheste Geschöpf auf Erden.

In ganz anderer Gemüthsverfassung ritt am späten Abend Gérard von dem Schlosse, zu dem er den Adlersheim das Geleit gegeben, nach seinem Hause heim. So lange Helene in seiner Nähe war, glänzte Alles, und kein Schatten aus ferner, trauriger Vergangenheit wagte sich in diese Helle. Jetzt aber, in der Finsterniß der Nacht, bei dem bleichen Schimmer des Mondes, hatten diese Erinnerungen ein um so freieres Spiel. „Was hast Du gethan?“ riefen sie, „statt zu büßen und zu bereuen, greifst Du nach Glück und Genuß! Eitler Thor, wähnst Du uns zu besänftigen, zu verbannen? Nein, wo Du bist, werden auch wir sein, und wenn Du ihre Hand zu erfassen glaubst, wirst Du nur unsere kalte Todtenhand berühren.“ Ein heftiger Wind, nach der Schwüle des Tages ein Gewitter für die Mitternacht verkündigend, brauste von den Bergen her über die Felder, und zugleich von seinen Erinne-

rungen geängstigt und das Unwetter fürchtend, trieb Gérard sein Pferd zu schnellerem Laufe an. Sein grauer Mantel, der noch die afrikanischen Fahrten und Kämpfe mitgemacht, flatterte nur lose befestigt im Sturmwind ihm nach; er aber dachte nicht daran, ihn fester zu ziehen; ganz glich er jenem Reiter, hinter dem auf schnaubendem Pferd die Phantasie des Dichters die schwarze Sorge sitzen sieht.

---

## Fünftes Kapitel.

Auf der Terrasse des Gartens saß Helene allein. Die Tante befand sich schon seit zwei Tagen bei ihren Kindern auf dem Gute, das Viktor jetzt mit besonders leidenschaftlicher Thätigkeit verwaltete. Es schien, als hätten ihn die Worte seiner schönen Cousine an jenem Abend auf das Tödtlichste verletzt; er hielt dafür, daß sie damit seine Werbung in der kältesten und schärfsten Weise zurückgewiesen habe; und was man ihm auch immer an Fehlern und Sünden heißblütiger Jugend nachsagen könne, den Ruf eines ritterlichen Edelmanns solle man ihm nicht antasten. Nicht mit einem Worte hatte er darum die Gunst Helenens wieder zu gewinnen oder seinen Gegner in ihrer Meinung herabzusetzen gesucht. Mit Heftigkeit hatte er sich auf die Arbeit

geworfen, um in ihr Vergessenheit, Beruhigung und — wie wir Menschen einmal sind — auch Ersatz für das verlorene Liebesglück zu finden.

Ein anderes Mädchen hätte vielleicht dem Manne gezürnt, der so schnell, nach einem Wortwechsel, und ohne den geringsten Versuch einer Wiederannäherung zu thun, sie aufgegeben hätte, aber solche Gedanken gingen nicht durch Helenens Seele. Viktor stand für sie schon ganz in nebliger Ferne; Gérard und die Bilder einer unvergleichlich schönen Zukunft an seiner Seite erfüllten ausschließlich ihre Gegenwart. Heute mischte sich jedoch den Hoffnungen eine tiefe Wehmuth bei; an diesem vierten September war vor nun mehr als sechszehn Jahren Helenens Vater durch einen Sturz vom Felsen im Kanton Waadt verunglückt. Wenigstens war dieß der Tag, wo er aus seinem Gasthof zu einer einsamen Wanderung sich aufgemacht und nicht wieder dahin zurückgekehrt war. Helene hatte von diesem traurigen Geschick erst viele Jahre nachher Näheres erfahren und auch dieß nur aus den Erzählungen ihres Oheims und des alten Weßbach, die sich damals nach der Schweiz begeben hatten, um dem Verunglückten und monatelang spurlos Verschollenen nachzuspüren. Das Ganze war für sie mehr eine traurige Sage, als ein wirklich erlittenes und empfundenes Unglück.

Und da ihre Verwandten die reizbare Einbildungskraft des Kindes fürchteten, so hatte man weislich den Schleier, der solche Unglücksfälle in der Einsamkeit der Gebirge mehr oder weniger immer umhüllt, für sie noch dichter gezogen. Dieser Tag aber war nach altem Herkommen in der Familie dem Gedächtniß des Verstorbenen gewidmet.

In der Dorfkirche wurde von dem Pfarrer, der den Seligen noch gekannt, eine Todtenmesse gelesen und die Tochter bekränzte den Grabstein auf dem Kirchhofe, wo die Familiengruft der Adlersheim lag, mit Blumen.

In leichter Wendung richtete sich jetzt ihre Betrachtung von dem Vater auf den Geliebten. Welch' andere Gefahren hatte Gérard bestanden; aus den Kämpfen mit wilden Arabern, aus dem Sandmeer und dem Sturm der Wüste war er glücklich entkommen, und ihren Vater mußte auf einem Gebirgspfad, den Tausende vor ihm gegangen, das dunke Geschick ereilen! Sie hing noch diesen Träumereien nach, als ihr Oheim mit Gérard durch den Saal geschritten kam.

„Nun ist es genug geklagt für heute," sagte der gutmüthige alte Herr. „Die Todten wecken wir nicht auf, und Alles wohl bedacht, ist es auch noch die Frage, ob sie sich so willig wieder würden aufwecken lassen.

Also den Kopf hoch, mein Kind! Da bringe ich Dir Herrn Gérard, der wird Dich besser unterhalten, als ich es zu thun im Stande bin.“ Und damit gar kein Zweifel über seine Unfähigkeit in letzter Hinsicht bliebe, zog er sich einen Sessel beiseit und begann die Papiere, die er in der Hand hielt, zu durchblättern und zu lesen.

Mit gleicher Bestürzung hatten indeß die Liebenden einander betrachtet. Das schwarze Kleid und der ernstere Gesichtsausdruck Helenens, obgleich Beides sie noch schöner machte, übten eine niederschlagende Wirkung auf Gérard aus, wie gebannt blieb er auf der Schwelle der Glasthür stehen, und Helene bemerkte zu ihrem Erschrecken in seinen Mienen nicht nur die stumme Frage, was dieß bedeute, sondern eine tiefere Verstörung. Das Wort: „Was ist Ihnen?“ entfuhr Beiden fast zu gleicher Zeit mit dem nämlichen zitternden Ton.

„Es ist heute der Todestag meines Vaters,“ sagte Helene dann und lud ihn ein, sich an ihrer Seite niederzulassen — die ganze Länge der Terrasse trennte sie von dem Oheim. „Und wenn ich auch nicht weiß, ob es in Wahrheit ein Trost ist, was uns der Onkel so eben gesagt hat, daß die Todten sich nicht nach der Mühsal der Erde zurücksehnen, wir können mit all' unserer Liebe und Trauer nichts thun, als sie ruhen lassen.“

„Wenn die Todten uns nur ruhen ließen!“ murmelte Gérard halblaut vor sich hin, aber er faßte sich und fuhr immer noch mit gesenkter Stimme fort: „Welch ein Zusammentreffen! Auch für mich ist der vierte September ein Gedenktag . . . . Ein Ereigniß aus meiner Jugend . . . . Längst ist Alles verschollen, zerstäubt, vergessen und doch läßt es mich nicht los, die Erinnerung daran kommt zuweilen über mich wie Alpdrücken.“ Er stockte, warf einen wild scheuen Blick auf Helene, und darauf, wie unwillig über sich selbst, schlug er sich vor die Stirn: „Sprechen wir nicht mehr davon, mein Trübsinn würde Sie anstecken, und ich wollte gerade bei Ihnen Erleichterung suchen.“

Die Heftigkeit jedoch, mit der er seine Bitte vorbrachte, wurde derselben gefährlich. So gar nicht stimmte diese Leidenschaftlichkeit mit seinem sonstigen ruhigen Wesen, daß sie die Neugier Helenens erweckte; Neugier und Sorge zugleich, der geliebte Mann möge von einem geheimen, verschwiegenen Kummer, zu dessen Beseitigung sie beitragen könne, gequält werden.

„Viele Gespenster,“ entgegnete sie, „pflegen zu verschwinden, wenn man ihren Namen nennt, ich glaube, es ist mit vielen Erinnerungen, die uns mehr eingebildete als wirkliche Leiden verursachen, ebenso.“

„Eingebildet?“ fragte er zurück. „Ach, sie ist nur

die holde Flamme der Liebe: er ergriff ihre Hand, die zu wirklich, diese Erinnerung — eine entsetzliche, immer gegenwärtige Wirklichkeit! Wie ein gähnender Abgrund ..." Weiter sprach er nichts, sondern starrte nur mit aufgerissenen Augen die Terrasse hinab, als öffne sich in Wahrheit zu seinen Füßen der Abgrund, den er in seiner Aufregung vor sich zu sehen wähnte.

Helene wurde über dieses seltsame Benehmen ernstlich besorgt: wie verwandelt kam ihr Gérard vor, und mit ihrer Bestürzung verknüpfte sich die Furcht, daß jenes Ereigniß, das ihn noch im Widerschein der Erinnerung so tief erschütterte, ein Hinderniß für ihre Vereinigung mit ihm sein könnte. Aus jenem Abgrunde schwebte für sie eine Frauengestalt herauf, welche die Arme nach ihm ausbreitetete, die ein Anrecht an ihn hatte oder doch zu haben schien.

Dringend forderten der Stolz und die Eifersucht Helenens Aufklärung. Nur wenige Minuten waren Beiden in diesem ängstlichen Schweigen vorübergegangen, allein sie hatten genügt, Gérard zur vollen Besonnenheit zurückzurufen. Wie einer, der mitten auf eisbedecktem Strom plötzlich die Eisdecke unter seinen Füßen knistern hört, weiterhin sie schon gespalten sieht, und nun aus der Unvorsicht und der Blindheit, die ihn zu diesem Wagniß verführt haben, mit dem stärksten Aufgebot

des Willens alle Kräfte seines Geistes und alle Fibern seines Körpers anspannt, um seine Unbesonnenheit wieder gut zu machen: so hatte Gérard mit einem Blick auf die zusammengezogene Stirn und den leise bebenden Mund Helenens die Gefahr erkannt, in der er schwebte, und war entschlossen, eine Rettung zu versuchen. Es gelang ihm, sein Gesicht zu beherrschen und, ihrer Frage zuvoreilend, sagte er: „Ich soll Ihnen beichten, mein Fräulein, aber wer sichert mich, daß ich Absolution erhalte?"

„Für welche That fürchteten denn die Männer keine V.rzeihung von uns Frauen zu erhalten? Uns gegenüber hält sich das stärkere Geschlecht Alles für erlaubt, oder wenn nicht für erlanbt, so doch für verzeihlich. Ich wußte es ja, in jenem Abgrund lag nichts, als eine Frau; erst war es eine Sirene, die verlockte, und jetzt ist es eine Furie, die verfolgt. Nicht wahr?" Sie hatte dieß Alles in einem leichten und scherzenden Ton sagen wollen, allein die Erregung ihres Gemüths, ihr Verdruß und ihre Eifersucht schärften jedes Wort zu einem spitzigen Pfeil.

Nur prallten sie machtlos an der Brust Gérard's ab. Er athmete hoch auf, dem Schwimmer gleich, der nach langem Kampf mit den Wellen das sichere Ufer erreicht hat. Aus ihrer hastigen Rede leuchtete für ihn

sie ihm zögernd ließ, und flüsterte: „Sie lieben mich, Helene?“ so leise und doch mit so mächtigem Gefühlston, daß Helene, hoch erröthend, wortlos einen Augenblick vor ihm saß und erst, als sie ihm ihre Hand entzogen, halblaut ausrufen konnte: „Sie wagen viel, Herr Gérard, sehr viel auf meine Freundschaft!“ Und sie versuchte dem letzten Worte einen besonders starken Ausdruck zu geben.

„Nein, Helene,“ fuhr er in hastig abgebrochener Weise fort, „es liegt keine Frau in jener Tiefe, keine erste Liebe, keine Verlassene. Meine erste, meine einzige Liebe sind Sie.“

Helene war aufgestanden und an die Balustrade getreten. Mit sich selbst unzufrieden folgte ihr Gérard; warum war ihm das verhängnißvolle Wort entschüpft? „Ich habe Sie verletzt, Helene; verzeihen Sie mir, verzeihen Sie den Ausbruch des Gefühls; wenn Sie seine Heftigkeit auch erschreckt, an seiner Wahrheit können Sie nicht zweifeln! Ja wohl, es ist heute ein unglücklicher Tag, die Aufregung hat mich zu einer tollkühnen Aeußerung hingerissen, die ich vielleicht mit dem Verluste des Theuersten büßen werde — mit dem Verluste Ihrer Freundschaft!“

„Ich bin nicht beleidigt, Herr Gérard,“ erwiderte sie; „ich klage mich selbst an, Sie gereizt zu haben.

Aber es liegt nur an uns, aus diesem unglücklichen Tage einen glücklichen zu machen.“

Der Glanz des Himmels und die friedliche Schönheit der Landschaft thaten das Ihrige zur Erfüllung dieses Wunsches. Stumm waren sie die Stufen der Terrasse hinabgegangen, im Garten aber knüpfte sich das Gespräch wieder an. In solchen Fällen lenken wir gern unsere Aufmerksamkeit von den verwickelten und schmerzlichen Geschicken des Menschenlebens auf das gesetzmäßige, stille Walten der Natur. Die unabläſſigen Kämpfe, die auch in ihr geführt werden, der Niedergang ganzer Reihen von Wesen und das Emporkommen anderer, sind uns wie in einer Dämmerung hinter Wolken und Nebeln entrückt; wenn auch das Auge der Wissenschaft sie durchdringt, so erscheint doch dem Genießenden oder dem Beschaulichen die Natur als ein harmonisches, fest in sich beruhendes, leidenschaftsloses Ganze. Ueber Blumen und Bäumen, über Quellen und Hügeln scheint ein ewiger Friede zu ruhen. So versenkten sich auch jetzt Gérard und Helene in diese Welt des Kleinen. Hier schien es nicht wie im Dasein der Menschen Stürme zu geben, welche die stolzesten Bäume entwurzeln und die Erde erbeben lassen. Helene hatte dem Freunde so viel zu zeigen, ihre schönsten Blumen, ihre Lieblingsplätze, daß die

Zeit wie mit doppelt beflügeltem Schritte dahineilte. Sie waren auf der andern Seite der Terrasse wieder hinaufgestiegen. Gérard hatte seinen Trübsinn und Helene ihre Munterkeit wieder gefunden.

„Da Sie so bescheiden geworden sind," sagte sie, „und gar nichts mehr von dem zornigen Wüstenlöwen an sich haben, der mich vorhin so erschreckte, will ich Ihnen die wunderliche Sammlung zeigen, die mir Onkel Weßbach hinterlassen hat. Sie haben mich Alle genug mit dieser Erbschaft geneckt, und sie paßte auch wohl besser in ein öffentliches Museum, als in die Gemächer eines Mädchens. Doch Sie werden ja sehen, es sind große Seltenheiten und Kunstwerke darunter. Aber artig, Herr Kapitän, und gehorsam, Sie betreten jetzt mein Reich!"

Was war ihm denn geschehen? Er fühlte sich, noch eben in Qual und Zerknirschung, auf den höchsten Gipfel des Glückes erhoben. Er stand auf freiem, sonnenumglänztem Gipfel. Ja, es gibt gute Gottheiten, welche unsere Sühne annehmen und unsere Schuld aus dem Buche ewiger Gerechtigkeit tilgen. Nicht die Nemesis, eine höhere Gewalt lenkt unser Leben: die Liebe, die Alles ausgleichende, versöhnende, verzeihende Liebe. Wie sie leichten Schrittes vor ihm dahin ging, fielen ihm die alten Legenden ein, von den Heiligen,

die auf das inbrünstige Gebet des Sünders vom Himmel niederstiegen und ihn vom Tode erretteten. Wie sie es auch verbergen wollte, sie liebte ihn, und diese Liebe schien ihn gegen jede Gefahr zauberkräftig zu feien, er folgte ihr in einer Art von Verzückung und Ehrfurcht.

Eine milde Abenddämmerung erfüllte die freundlichen Gemächer. Der kleine Saal, in dem die Sammlung Weßbach's aufgestellt war, lag am Ende der Zimmerreihe, die sie durchschritten. Aus der ganzen Einrichtung sprach Helenens künstlerischer Sinn; scheinbar eine gewisse malerische Unordnung, die sich dem genauer Zuschauenden als freie und harmonische Anmuth zeigte. Ueberall Blumen und schön geordnete Gruppen von Blattgewächsen, aus deren Mitte hier und da sich wohlgelungene Nachbildungen antiker Statuen erhoben. An den Wänden Bilder und Stiche nach berühmten Meistern, in der Mitte ein geöffneter Flügel; wer eintrat, mußte sich von dieser wohligen Stille und Behaglichkeit angezogen und wohlthuend berührt fühlen. Gérard gab seine Verwunderung zu erkennen und erhöhte damit noch Helenens Freude. Sie führte ihn auf einen von Epheu umsponnenen Altan, der einen weiten Blick in die Landschaft gewährte. Die vorher so leidenschaftliche Stimmung Beider war allmählich

in sanftere, zärtlichere Gefühle umgeschlagen, und als jetzt der Mond noch blaß und fast farblos aus den Wolken hervorkam, sang Helene leise vor sich hin:

„Füllest wieder Busch und Thal
Still mit Nebelglanz —"

und sich rasch zu ihm umwendend, sagte sie: „Sie lieben ja wohl die Musik?"

„Ich liebe sie, es ist die erste und einzige Kunst, die ich erlernt. Man hat mir einmal gesagt, ich hätte es weit darin bringen können, aber es ist anders gekommen, ganz anders!"

„Eigenthümlich, daß die Soldaten so gern Musik treiben."

„Wenn ich die Anderen nach mir beurtheilen darf, so vergessen sie in dieser mächtigsten von allen Künsten die Härte und die Strenge ihres Handwerks. Der Krieg ist die rauheste aller Wirklichkeiten, die Musik die freieste, fessellosefte und reinste Idealität. Ich kann wohl sagen, daß sie mich stets getröstet und erhoben hat."

„Wollen wir musiciren?"

„Wenn Ihnen mein schwaches Talent genügt!"

„Sie kennen ein Instrument?"

„Ich spiele die Geige."

„Die Geige? Davon hat Onkel Weßbach mehr als ein Dutzend von den merkwürdigsten Formen in seiner

Sammlung. Vielleicht ist eine darunter, auf der sich noch spielen läßt. Sonst können wir zu dem Oheim hinüber schicken, er besitzt eine treffliche Geige aus Cremona."

Darüber hatte ein Diener Licht gebracht und auch in dem Nebensaal die beiden Ampeln angezündet. Doch gestattete diese dämmernde Beleuchtung nicht, die ganze Fülle der Gegenstände, die hier aufgestellt waren, zu übersehen. Es war ein halbrundes Gemach mit einem einzigen großen Fenster, eine rothe Tapete bedeckte die Wände. An derselben hingen hier Waffen an Waffen, zum Theil vortreffliche Arbeiten aus dem sechszehnten Jahrhundert, aus den Fabriken Mailand's und Toledo's; zum Theil die Bogen, die Lanzen und die Keulen wilder Völkerschaften aus Afrika und von den Inseln der Südsee. Auch ein paar türkische Roßschweife, die Prinz Eugen bei Zenta erbeutet haben sollte, wenn sie nicht, was wahrscheinlicher ist, nachgemacht und dem Alterthümler von einem listigen Händler aufgeschwatzt worden waren, prangten hier. Ihnen gegenüber hatte man die musikalischen Instrumente nach Völkern und Zeiten geordnet. Auf Gestellen von Eichenholz standen venetianische Gläser, Majolikaschüsseln, kunstreich mit Reliefs versehene silberne Gefässe und Becher, Tassen von chinesischem Porcellan, ein Service aus der Fabrik

von Sèvres, welches das Wappen der Marquise von Pompadour trug. Offenbar steckte in diesen Sachen der Werth der Sammlung; ihnen gleich an Bedeutung mochten die alten Kupferstiche sein, die in jenen Mappen aufbewahrt wurden.

Gérard's Blicke richteten sich, es war nur zu natürlich, beim Eintritt sogleich auf die Waffenwand. Sein scharfes Auge hatte die langläufigen Flinten und die Lanzen der Beduinen erkannt, die so oft ihm und seinen Leuten todddrohend entgegengestarrt. Und einmal in diesen Anblick versunken, zog ihn nun bald jenes Schwert, bald jene zierlich mit Gold und Silber ausgelegte Rüstung an.

Helene lachte. „Das Soldatenblut regt sich in Ihnen, und Sie haben ganz vergessen, weßwegen wir hierher gekommen. Sie wollten sich eine Geige aussuchen, um ein melancholisches Lied darauf zu spielen, und jetzt haben Sie nur Augen und Sinne für diese Mordwerkzeuge."

Noch ehe er sich entschuldigen konnte, war sie in das Vordergemach geeilt und kehrte, einen Armleuchter in der Hand, daraus zurück. Die Kerzen hoch haltend, damit er die Instrumente besser betrachten könnte, stand sie da. Gérard trat an die Wand mit den Instrumenten. Leyern im antiken Geschmack, tyroler

Zithern, neugriechische Theorben, allerlei Flöten hingen durch einander. Auch eine Janitscharentrommel war vorhanden; den unteren Theil der Wand nahmen die Geigen ein. Die letzte unscheinbarste von allen sehen und erstarren, war eins für ihn. Nein, es ist nicht möglich! rief es in ihm, und schon war die Leidenschaft der Frage zuvorgekommen, er hatte die Geige von ihrem Haken heruntergenommen — eine arme, alte schlechte Geige. Als ob sie vor vielen Jahren aus der Kapelle eines kleinen Theaters ausrangirt worden wäre und dann ihren Weg zu den Dorfmusikanten genommen hätte; ein paar Saiten waren sogar gesprungen, aber Gérard erkannte sie und ward blaß wie der Tod. Er hatte auf ihrem Griff ein tief mit einem Messer eingeschnittenes Wahrzeichen erkannt. Vor vielen Jahren hatte er diese Geige in seinem Arm gehalten, hatte er darauf gespielt, lustige, traurige Weisen, wie es kam, ein armer, junger, umherziehender Musikant — jetzt war sie mit ihrem Zeichen, dem untrüglichen, für ihn die Hand Gottes geworden, die ihn zurückwies und ein Wort an die Wand schrieb, ein Wort . . . in wilder Bewegung schwang er die Geige um seinen Kopf und wollte sie an der Wand zerschellen. Mit einem lauten Schrei fuhr Helene von ihm zurück, er kam ihr wie ein Rasender vor. Der

Leuchter entfiel ihrer Hand und die Kerzen verlöschten am Boden.

„Gérard, um Gotteswillen!“

„Ich muß fragen,“ überschrie er sie, und es war, als bräche eine verborgene, in ihm schlummernde Wuth über alle Schranken der Sitte und seines besseren Wesens hinaus; „woher haben Sie diese Geige?“

„Ich weiß es nicht,“ antwortete sie zitternd; „Weßbach soll sie aus der Schweiz mitgebracht haben, sie soll ehemals im Besitz eines Savoyardenknaben gewesen sein — ich weiß es nicht mehr, es ist Jahre her, daß ich davon reden gehört.“

„Ich muß Alles wissen, Alles! Diese Geige . . o, Helene, Heleue! Es ist aus mit uns, für immer!„

„Was erregt nur Ihren Zorn, Ihren Schmerz so heftig? Was ist es denn mit dieser Geige?“

„Der Finger Gottes ist es, der mich von hinnen weist! Nur Eins, Eins! Kann mir Niemand Aufklärung geben, wie Weßbach zu dieser Geige kam?“

„Vielleicht der Pfarrer, Weßbach hat viel mit ihm verkehrt, und ich glaube, der Pfarrer hat einmal eine Art Katalog über die Sammlung anzufertigen begonnen. Aber beruhigen Sie sich, Gérard, nicht diese Heftigkeit! Sie täuschen sich, ein Wahnbild führt Sie irre und läßt Sie Dinge sehen, die nicht sind.“

An Gérards Wimpern zitterte der feuchte Glanz einer Thräne, seine Zähne schlugen zusammen. „Leben Sie wohl, Helene!“ sagte er mit unterdrücktem Schluchzen. „Ich bin gezeichnet, ich darf nicht unter Glücklichen und Unschuldigen weilen, ich gehöre in die Wüste; leben Sie wohl!“ Er streckte die Arme aus, als wollte er sie ergreifen und an sich ziehen, aber ein anderes Gefühl war mächtiger in ihm. „Kain,“ rief er, „Kain!“ und die Geige fest an sich drückend, als wäre in diesem Zusammensturz seines Glückes das Zeichen seiner Schuld das einzig Feste, an dem er sich aufrecht halten konnte, stürzte er davon.

„Etienne, Etienne!“ rief ihm Helene nach, dann sank sie ohnmächtig zusammen.

## Sechstes Kapitel.

Unaufgehalten, kaum von einem Diener bemerkt, war Gérard aus dem Schlosse gekommen. Einmal den Augen Helenens, die etwas Schreckliches für ihn hatten, entronnen, gewann er allmählich seine Geistesgegenwart wieder, nur der Eine Gedanke und Wunsch beherrschte ihn noch, von dem Pfarrer Alles zu erfahren, was dieser von der Geige und vielleicht von ihrem früheren Besitzer wisse. Je unklarer ihm selbst die Verknüpfung aller Fäden in diesem Gewebe, das ihn jetzt mit unzerreißbaren Maschen umschlungen hielt, war, um so mehr reizte es ihn, dasselbe zu durchschauen und dem Verderben in's Angesicht zu sehen, nicht aus eitler Neugierde, er fühlte die Nothwendigkeit, die ganze Wahrheit zu kennen, um von keinem Ereigniß mehr

überrascht zu werden oder sich selbst unvorsichtig zu verrathen.

Der Weg nach dem Pfarrhause war lang; er fand hinreichend Zeit, ein Märchen zu ersinnen, mit dem er dem Pfarrer begegnen und ihm sein Geheimniß, wenn es hier ein Geheimniß gab, entlocken könnte. Als er das Haus im Mondlicht hinter seinen schattigen Bäumen still und friedlich liegen sah, überrieselte ihn jener Schauer, der auch die Tapfersten bei dem ersten Kanonenschuß einer großen Schlacht beschleicht.

Der Pfarrer saß über seinen Büchern, das sanfte Licht seiner Studirlampe fiel durch die kleinen Scheiben. Etienne hatte den Finger zum Klopfen erhoben. Was würde er hören, Tod oder Leben? Sollte er inne halten? Weiter leben mit allen Qualen in seinem Innern, wie er so lange gelebt? Aber er mußte schon, ohne es zu wissen, an die Thür gepocht haben, die Magd öffnete, er war drinnen, dem Pfarrer gegenüber. Wie vor Kälte schüttelte er sich; war es von der kühlen Abendluft, die ihn scharf umweht hatte?

„Was bringen Sie, Herr Gérard?“ fragte der Pfarrer. „Ich würde sagen: noch so spät, wenn ein Freund jemals zu spät käme.“

Mit gepreßter Stimme, die aber, je weiter er sprach, um so fester wurde, entgegnete Gérard: „Verzeihung,

hochwürdiger Herr, wenn ich Ihnen den friedlichen Abend raube. Ich bin nicht der Mann, viel Umschweife zu machen, am wenigsten jetzt, wo noch Alles in mir von einer heftigen Erschütterung nachzittert. Stoßen Sie sich nicht an meinem Aussehen, bekümmern Sie sich nicht darum, ich bin körperlich ganz wohl, nur . . ."

„Sie hatten einen Streit mit Fräulein Helene?"

„Nein, nein! Hier diese Geige —" und er zeigte sie dem erstaunten Pfarrer, „diese Geige . . . . aber lassen Sie mich in Ordnung erzählen. Wir wollten Musik machen, Fräulein von Adlersheim und ich, sie zeigte mir die Raritätensammlung des alten Weßbach, und da, da fand ich diese Violine." Er hatte die Geige auf den Tisch gelegt, ohne sie indessen ganz los zu lassen, seine Finger umschlossen krampfhaft ihren Griff.

„Wunderlich!" schüttelte der Pfarrer den Kopf, „lassen Sie doch einmal sehen." Er rieb sich die Augen, schraubte die Lampe höher: „Ja, ja, die Geige gehörte unserm seligen Freunde, aber es ist nichts Sonderliches daran."

Nichts Sonderliches? fuhr es durch Gérard's Kopf, wenn Du wüßtest! Und zugleich war es ihm doch, als wäre durch das Wort des Pfarrers eine Last von

seinem Herzen gefallen. Niemand ahnt also das Geringste . . .

„Sagen Sie mir nur," war der Pfarrer inzwischen fortgefahren, „warum bewegt Sie der Anblick dieser Geige so mächtig?"

Zum Kampf! schien eine Stimme in Gérard zu rufen, es sauste vor seinen Ohren wie vom Klingen der Trompeten, dem Lärm der Trommeln, die zum Angriff rufen. Fest blickte er den Pfarrer an und sagte mit jenem Ton, in dessen Sicherheit allein schon Aufrichtigkeit zu liegen scheint: „Diese Geige hat Einem aus meiner Familie gehört."

„Wäre es möglich?" rief der Pfarrer freudig aus und hielt ihm beide Hände entgegen, „Sie wären jener . . ."

„Ich bin," entgegnete finster Gérard, „der Kapitän Etienne Gérard, nicht mehr, nicht weniger, für Sie und für die ganze Welt."

„Ja wohl, ja wohl," begütigte der Pfarrer. „Wie wnnderbar sind Gottes Fügungen!" Er rief zur Thür hinaus der Magd, sie solle eine Flasche vom besten Rheinwein aus seinem Keller bringen. „Das ist ein Tag," sagte er, in dem Gemache auf und nieder gehend, „den Einen beweinen wir als todt, den Andern begrüßen wir als wiedergeboren im Leben!"

Was ist dem Mann, was will er? fragte sich Gérard, trotz der Freudigkeit des Greises war es ihm, als bewege er sich in einem unheimlichen Traum. Darüber hatte die Magd den Wein gebracht, der Pfarrer die Gläser gefüllt und mit dem seinen an das Gérard's angeklungen: „Auf das Wohl dessen, der zuletzt auf dieser Violine gespielt hat! Und nun hören Sie mich an.“

Die Männer saßen zu beiden Seiten des Tisches, zwischen ihnen lag die Geige. Gérard hatte den Kopf auf den rechten Arm gestützt und beschattete mit der Hand Stirn und Augen, als wollte er den Andern die Sprache, die sie redeten, nicht lesen lassen. Der Pfarrer machte es sich in seinem Sorgenstuhl erst behaglich, ehe er anhub.

„Vor sechszehn Jahren machte Helenens Vater eine Reise nach der Schweiz; seinen Neffen Viktor, den er sehr verzog, da ihm selbst ein Sohn versagt geblieben, hatte er mit sich genommen. Die Reise verlief in den ersten Monaten glücklich, dann blieben plötzlich eine Weile alle Briefe aus, bis zuletzt, als unsere Sorge auf das Höchste gestiegen war, ein paar Zeilen von Viktor eintrafen. Er zählte damals zwölf Jahre und konnte uns selbstverständlich nur eine sehr ungenügende Kunde geben. Sein Oheim war seit acht

Tagen aus dem Gasthofe in einem Jurathal, wo sie mehrere Wochen verweilt und Ausflüge in die Umgegend gemacht hatten, verschwunden. An einem schönen Morgen hatte sich der Baron, wie oftmals, zu einer längeren Bergfahrt aufgemacht, nach seiner Gewohnheit die Begleitung eines Führers abgelehnt und beim Abschiede dem Wirth und den andern Gästen gesagt, wenn der Tag heiter bleibe, werde er wahrscheinlich in einer Sennhütte übernachten, um den Sonnenaufgang in seiner ganzen Herrlichkeit zu beobachten. Er war ein geübter Bergsteiger und Niemand besorgte auch nur den kleinsten Unfall für ihn. Der Tag war schön geblieben, gegen Abend hatten die Führer, Hirten und Jäger, die mit den Bergen vertraut sind, die Sorge blicken lassen, es möchte in der Nacht, oben auf den Höhen, Sturm oder Schneefall geben; aber einmal war es zu spät, um noch in der Dämmerung dem Baron einen Boten in's Ungewisse nachzusenden, und dann war sein Glück auf diesen Fahrten bei den Leuten sprichwörtlich geworden. Auch erfüllte sich die Prophezeihung der Führer nicht; der Wind brauste in der Nacht stärker als gewöhnlich, doch die Sonne ging leuchtend auf, und erst in der neunten Stunde des Vormittags trat ein fürchterliches Unwetter ein. Es war unmöglich, aus dem Hause zu gehen; bei dem

Einen und dem Andern tauchten Befürchtungen über das Verbleiben des Barons auf, obgleich diejenigen, welche immer das Beste hoffen, gegen die Furchtsamen einwandten, daß er bei diesem Wetter gewiß nicht von den Bergen niedersteigen werde. Am darauf folgenden Tage hatte man Boten nach allen Richtungen ausgesandt, dem Verschwundenen nachzuspüren. Viktor war in der fürchterlichsten Aufregung, er schrie und weinte unaufhörlich, denn, daß ein Unglück geschehen, daran war nach der Rückkehr der Boten, die keine Spur des Barons gefunden, nicht länger zu zweifeln. ‚Wenn ich dabei gewesen wäre,' hatte Viktor gerufen, ‚so würde ihm Nichts geschehen sein, oder ich wäre zusammen mit ihm gestorben; ach, es ist meine Schuld, wenn der gute Onkel verunglückt ist!' Wegen einer Unart nämlich, die er am Abend vorher begangen, hatte ihm der Oheim die Strafe aufgelegt, an jenem Tage zu Hause zu bleiben. So denkt der Mensch und Gott lenkt. Was dem Knaben eine Strafe sein sollte, war ihm zur Rettung geworden. Ich bin in meiner Erzählung dem Briefe weit zuvor geeilt, er meldete uns eben nur das Verschwinden des Barons. Ungesäumt machten sich sein Bruder und Herr Weßbach auf den Weg, um über sein Verbleiben endlich Aufklärung zu erhalten. Von ihnen habe ich all' die Einzelheiten, die

ich so eben erzählte, so wie das Folgende gehört. Der Baron hatte in keiner Sennhütte übernachtet; man fand seine Leiche erst zwei Monate später durch einen Zufall, der einen Gemsjäger in eine der unzugänglichsten Schluchten des Jura führte. In der ersten Zeit nach dem Unwetter wäre es keiner menschlichen Kraft möglich gewesen, in diese Tiefe zu dringen. Wie der Baron zu Tode gekommen, war nicht schwer zu erklären. Fast in senkrechter Höhe über dem Abgrund gewährt der Berg eine herrliche Aussicht über die Schluchten, auf die jenseitigen Höhen, die dunklen Tannen und Fichten, welche alle Abhänge der Kluft bedecken, den Gebirgsbach, der hindurchschießt. Indem er die Aussicht bewunderte, war der Baron ausgeglitten und hinabgestürzt, er muß auf der Stelle und lautlos gestorben sein."

„Hinabgestürzt?" sagte tonlos Gérard. Es war das erste Wort, mit dem er die Erzählung des Pfarrers unterbrach.

Der Pfarrer machte eine längere Pause und fuhr unabsichtlich mit den Fingern über die Saiten der Violine; so lange nicht gestimmt, gaben sie einen schaurigen Klang. Gérard tönte es wie Geisterruf aus einem Grabe.

„Und diese Geige?" fragte er.

„Diese Geige," nahm der Pfarrer nachdenklich seine Erzählung wieder auf, „brachte Weßbach als ein Andenken an den Ort, wo sich dieß Alles zugetragen, und an einen jungen Menschen zurück, der, wie es schien, von jenem Unwetter ereilt, in ihm verschollen war, wie vom Sturmwind durch die Lüfte gejagt oder in die Tiefe hinab versenkt! Ein armer Savoyarde, der Schilderung nach um vier oder fünf Jahre älter als Viktor, war von Lausanne her in das stille Jourthal gekommen, seine Geige in Arm. In allen Wirthshäusern, bei allen Dorffesten spielte er auf und die Leute gewannen ihn, trotz seines wilden und scheuen Wesens, lieb. Das Thal war in der Sommerzeit von Reisenden überfüllt; denen unter den Fremden, die mehr Sinn oder Muße für seine musikalischen Leistungen hatten, fiel der Jüngling besonders auf. Ein deutscher Kapellmeister soll in ihm ein bedeutendes Talent entdeckt und ihn mit sich haben nehmen wollen. Der arme Jacques und seine Violine wurden so zu einer Art Berühmtheit in dem Thal. Mit diesem jungen Musikanten trieb unser Viktor, der, wie gesagt, damals ein ungezogener und heftiger Knabe war, beständig seine boshafte Neckerei. So oft Jacques im Wirthshause erschien, eingeladen oder freiwillig, um seine Kunst zu zeigen, immer wußte ihm Viktor einen schlech-

ten Streich zu spielen; Kinderthorheiten, die nicht viel bedeuten mochten, die aber das empfindliche Gemüth des armen Burschen doppelt reizten, da sie ihm wehe thaten, und er sich an dem vornehmen, verzogenen Kinde nicht rächen konnte. Eines Abends, es war am Vorabend des Tages, an dem der Baron seinen letzten Gang antrat, war Jacques in das Gasthaus gerufen worden; Engländer, die eingetroffen waren, hatten an der Mittagstafel von ihm sprechen gehört und wünschten ihn zu sehen. Ganz stolz vor Freude kam er an, er legte seine Geige auf die hölzerne Bank vor dem Hause und wartete bescheiden, bis man ihn hinein riefe. Da trat der Baron mit Viktor aus dem Hause, er redete Jacques an, und dieser ging mit ihm eine kleine Strecke vom Hause bis zu der Brücke, die über den Fluß führt. Als Beide wieder zurückkehrten, war die Geige von der Bank verschwunden, alles Suchen blieb vergeblich und erst, als es zu spät war, noch eine Probe seiner Kunst darauf zu geben, fand sie der arme Bursche im Hofe hinter einem Schuppen versteckt und mit Fett in einer Weise bestrichen, daß sie für längere Zeit unbrauchbar war. Es ist einer der schlechtesten Streiche gewesen, die Viktor in seinem Leben begangen hat. Wuthentbrannt stürzte Jacques in den Saal, wo noch einige Gäste beim Spiel verweilten; er fand seinen

kleinen Gegner nicht mehr, sein wildes Toben, sein Geschrei erzürnten den Baron, dem er seine Klagen vorbrachte, ebenso wie den Wirth. Man wies ihn als einen Störenfried hinaus, wohl mit der Absicht, am andern Tage Alles wieder gut zu machen. Am andern Tage aber sollte der Baron sterben und der arme Jacques verschwinden."

Hier versuchte der Pfarrer einen Blick, den er für besonders listig hielt, auf Gérard zu richten. Dieser aber hatte die Hand nicht von den Augen genommen und sagte: „Der arme Jacques! Wir wollen ihm wünschen, daß ihn der Sturm vom Felsen geweht hat."

„Warum, warum?" fragte eifrig der Pfarrer.

Weil der Tod seliger als das Leben ist, dachte Gérard still bei sich. Laut entgegnete er Nichts auf die Frage, sondern meinte ablenkend: „Eine merkwürdige Geschichte! Und das Alles hat Ihnen Weßbach erzählt?"

„So wie er es aus dem Munde der Leute im Wirthshause zu Valorbe vernommen hatte. Zum Andenken daran bewahrte er diese Geige, welche Jacques bei seiner Flucht zurückgelassen."

„Wie erklärte man sich denn das seltsame Verschwinden des Burschen?"

„Einfach durch einen Unglücksfall. Weiter hin im Gebirge, nach der französischen Grenze zu, war

schon in der Nacht ein heftiger Sturm gewesen, vielleicht ist er in diesem, vielleicht erst später untergegangen. Oder auch —" und nun kam wieder der gutmüthig schlaue Blick — „er ist auf wunderbare Weise gerettet worden."

Es war die Absicht des Pfarrers, diese wunderbare Rettung noch ausführlicher zu beschreiben, und dem Manne, der ihm gegenüber saß und noch immer den Verschlossenen spielte, recht herzhaft auf den Leib zu rücken und ihn zum Geständniß zu zwingen, daß der arme Jacques nicht gestorben sei, sondern im Gegentheil den alten Weßbach beerbt habe, und jetzt seinen, des Pfarrers, besten Rheinwein trinke. Dem gläubigen Priester erschien die eigenthümliche Verwicklung der Zufälle als eine göttliche Fügung, so kunstvoll und gesetzmäßig war Alles darin geordnet. Die böse That Viktor's, der einen armen Knaben um sein einziges Besitzthum, um Ehre und Ruhm gebracht, erfuhr eine späte, aber gerechte Strafe. Jener Knabe entriß ihm jetzt ein großes Vermögen und vielleicht die Braut. Und was dem Pfarrer noch deutlicher die Unmittelbarkeit göttlichen Eingreifens zu beweisen schien: in dem Einen wie in dem Andern der beiden Männer hatte sich eine Läuterung und Besserung vollzogen.

Dieser sinnige Gedankengang wurde unsanft durch

die rauhe Aeußerung Gérard's unterbrochen: „In der Dichtung ist es sehr leicht, Todte wieder aufleben zu lassen, in der Wirklichkeit bleiben sie in ihrem Grabe."

Und er stand auf, nahm die Geige, drückte dem erstaunten Pfarrer die Hand: „Gute Nacht, hochwürdiger Herr, ich danke Ihnen!" und ging. Es wäre unmöglich gewesen, ihn aufzuhalten, eine dämonische Macht war in ihm.

---

## Siebentes Kapitel.

Trotzdem sich der Pfarrer Alles nach seinem Sinne und seiner Gemüthsart zusammengelegt, hatte er dennoch eine der unruhigsten Nächte seines Lebens zugebracht. Ueberall sah er im Traum Abgründe, hinabstürzende Menschen, die im tollen Wechsel bald Viktor's oder Helenens, bald Weßbach's oder Gérard's Gesicht trugen; er hörte das Rollen des Donners, der Lawinen, und dazwischen mißtönendes Geigengekreisch. Wie froh war er, als die Sonne in sein Gemach ihre ersten Strahlen sandte, und er, ohne seine alte Magd zu sehr zu erschrecken, sich vom Lager erheben konnte! Aber Ruhe fand er auch im Morgensonnenschein und unter den Blumen seines Gärtchens nicht. In der Geschichte, die er gestern mit so großer Sicherheit vorgetragen,

tauchten bei genauerer Ueberlegung viele dunkle Punkte auf; durch Nichts war erwiesen, daß jener arme Jacques und Gérard dieselbe Person seien, und wenn es so war, was hinderte Gérard, es einzugestehen? Eine arme, mühevolle Jugend gereicht doch dem, der sich aus ihr zu einer höheren Stellung im Leben emporgearbeitet hat, zur Ehre. Wiederum jedoch konnte er sich das Erstaunen Gérard's beim Anblick der alten Geige, seine dringenden Fragen darüber nicht anders erklären: Gérard mußte einmal im Besitz der Violine gewesen sein. Aber völlige Dunkelheit brach für ihn herein, als das Schloßfräulein bei ihm erschien, mit bleichen, überwachten und verweinten Augen. Lange saßen Beide zusammen und tauschten gegenseitig ihre Erlebnisse mit Gérard am gestrigen Abend aus. Der gute Pfarrer, dem das Leben der Welt mit all' seinen Wunderlichkeiten mehr aus Büchern als aus eigener Erfahrung bekannt war, wußte nicht ein noch aus. Er sah sich da in ein abenteuerliches, befremdliches Verhältniß verwickelt, das ihm aus tausend Gründen nicht gefiel; ja sein Mißfallen hatte sich über Nacht in eine Art Schrecken verwandelt; Gérard konnte nicht der Gemahl Helenens werden, es war ihm, als stände etwas, das doch körperlos war, feindlich trennend zwischen Beiden. Freilich wagte er dem aufgeregten Mädchen diese Em-

pfindung nicht zu bekennen, sondern suchte nur durch Vorstellungen und Bitten sie von übereilten Schritten zurück zu halten. Am liebsten wäre Helene auf der Stelle selbst zu Gérard gefahren, um von ihm eine offene Erklärung zu fordern. Mit schwerem Herzen versprach endlich der Pfarrer, statt ihrer diesen sauern Weg zu machen. Er ließ, um sie vollends zu überzeugen, daß es ihm mit seinem Versprechen Ernst sei, sein Wägelchen anspannen, bat sie, nach dem Schlosse zurückzukehren, um nicht den Leuten Stoff zur Nachrede zu geben, erinnerte sie noch einmal ganz leise an die Pflichten, die sie gegen ihren Namen und ihre Verwandten habe, ertheilte ihr seinen Segen und stieg auf. Du bist doch ein alter unverbesserlicher Narr, der voll Vorurtheilen steckt! zürnte er mit sich selbst, als sein Pferd anzog; wie bist du darauf gefallen, sie an ihre adelige Geburt zu mahnen? Als ob ein Fräulein von Adlersheim nicht einen Bürgersmann heirathen könnte, mag er nun Etienne oder Jacques Gérard heißen!

Mochte nun das Pferd des guten Pfarrers ebenso wie der Kutscher an eine langsame Gangart gewöhnt sein, oder lag es nur daran, daß der hochwürdige Herr, ganz in Gedanken versunken, beide nicht zum schnelleren Trabe antrieb, genug, der Wagen brauchte eine geraume Zeit, ehe er die Meile Weges zwischen dem Dorfe und

dem Wohnhause Gérard's in der Nähe der großen Kohlengruben, die dieser Gegend einen europäischen Ruf verschafft haben, zurücklegte. Zuletzt — das langgestreckte Haus mit dem Schieferdach war schon sichtbar — geriethen die Stränge in Unordnung, der Wagen mußte halten, und der Pfarrer, der über den Aufenthalt ungeduldig geworden, stieg ab, als plötzlich aus einem Gehölz an der Straße der schwarze Diener Gérard's mit lautem Klagegeschrei stürzte. Er erkannte den Pfarrer, lief auf ihn zu, küßte ihm die Hand, warf sich auf die Erde, weinte, stammelte, schrie, ganz wie ein Rasender. Ein unerwartetes Ereigniß hatte die dünne Tünche der Kultur von ihm weggewischt, und die ursprüngliche wilde Leidenschaft seines Stammes, die nicht gebändigte Natur brach unter der Hülle wieder hervor. Das Einzige, was der Pfarrer von all' seinen Klagen verstand, war der Ruf: „Mein armer Herr!“ Die Erklärung folgte dem Worte auf dem Fuße nach. Auf einer aus Baumstämmen rasch zusammengefügten Bahre trugen sechs Arbeiter den entseelten Gérard daher. Sie kamen aus dem Gehölz, Schrecken und Trauer auf den Gesichtern. Dem Pfarrer zitterten die Kniee, als die Leute auf dem Wege nach dem Hause vor ihm still standen und die Bahre niedersetzten. Da lag Etienne Gérard, starr und stumm und bleich, mit geschlossenen Augen; eine

Kugel hatte sein Herz getroffen. Der Diener wollte den Mantel, den er über die Wunde gebreitet, fortziehen, aber der Pfarrer litt es nicht; er hatte die Hände gefaltet und sprach, während die Andern, die Häupter entblößend, niedergekniet waren, das Gebet für die Seele des Todten. Dann hoben die Männer die Bahre wieder empor und schritten dem Hause zu, das jetzt ohne einen Herrn war. In solchen Augenblicken zeigt die Religion ihre ganze segenbringende Gewalt. Durch die stille Größe ihrer Formen, die, selbst des gewohnten Prunkes entkleidet, ihre Weihe bewahren, bändigt sie den lauten Schmerz rauherer Gemüther und entführt den Sinn und die Empfindung der geistig Reicheren in eine höhere Welt. Dem Pfarrer hatte sich bei dem erschütternden Anblick gleichsam das Herz umgekehrt; aber als er einmal das Gebet gesprochen und in ernste Betrachtung versunken, im Voraus schon all' die schmerzlichen Scenen durchlebt hatte, die ihm hier und daheim noch bevorstanden, war das Gefühl seines Standes und seiner Verpflichtung in ihm mächtig geworden, und der Friede Gottes, der uns in Freude wie in Trauer dem Irdischen entrückt, über ihn gekommen. Er faßte die Hand des Negers und führte ihn mehr, als er, der schwache Greis, von ihm geführt wurde, in das Haus. Dort, in einem Saal des Erdgeschosses, wo Gérard

sonst an jedem Sonnabend seine Arbeiter empfangen und ihre etwaigen Klagen angehört hatte, wurde die Bahre mit dem Todten niedergesetzt. Der Pfarrer sandte zunächst einen der Diener auf schnellem Pferde nach dem nächsten Städtchen, um einen Arzt und die Behörden herbeizurufen. Die ganze Dienerschaft war zusammengelaufen, er aber hieß sie still hinausgehen. Eine Weile blieb er bei dem Todten allein, niederknieend, im Gebet.

Seine Fassung hatte indessen ihre besänftigende Wirkung auch auf den Neger ausgeübt, er war im Stande, als ihn der Pfarrer darauf zu sich rief, in seinem gebrochenen französischen Deutsch eine Erzählung der unglücklichen Begebenheit, so weit sie ihm begreiflich war, zu geben.

Gérard war am vergangenen Abend gegen Mitternacht nach Hause zurückgekehrt, rauh und streng hatte er die Fragen und Dienstleistungen des Negers zurückgewiesen und sich in sein Zimmer verschlossen. Der treue Mensch war, über das Aussehen seines Herrn erschrocken, nicht zur Ruhe gegangen; vom Garten aus konnte er die Fenster des Arbeitszimmers sehen, bis zum frühen Morgen hatte Licht darin gebrannt, und er schloß daraus, daß sein Herr die ganze Nacht gewacht, bald geschrieben habe, bald ruhelos im Zimmer

auf und ab gegangen sei. Am Morgen, als er ihm das Frühstück brachte, hatte er ihn sehr verändert gefunden. Seine Stimme klang heiser, seine Bewegungen waren die eines Fieberkranken. Der Neger hatte zunächst an eine Krankheit seines Herrn geglaubt, sich ein Herz gefaßt und gefragt: ob er nicht zum Doktor eilen solle. Darüber war Gérard zusammengefahren und hatte, was der Diener nicht erwartet, erwidert: „Es ist wahr, Ali, mein Kopf brennt. Nimm ein Pferd, reite zum Doktor. Weißt Du, es ist wie in Constantine, wo der alte Weßbach das Fieber hatte, mach' hurtig!“ Er hatte ihm die Hand gedrückt und ihn verabschiedet. Der Neger eilt zum Stall, sattelt sich ein Pferd, schwingt sich auf und sprengt zum Hof hinaus. Wie er aber so reitet und sich Alles, was in der Nacht geschehen, in das Gedächtniß zurückruft, blitzt in ihm der Verdacht auf, der Herr habe ihn nur fortschicken wollen, um allein zu bleiben. Allein zu welchem Zweck? Er wirft sein Pferd um und jagt zurück. Zu dem Doktor kann ein Anderer reiten, er will nicht von der Seite seines Gebieters weichen. — „Wo ist der Herr?“ ruft er vor dem Hofthor. — „Der Herr? Der ist vor einer halben Stunde fortgegangen.“ — „Fortgegangen? Und ich soll zum Doktor? Er ist ja krank!“ — „Ei was krank, griesgrämig ist er, heute hat er einmal

wieder seinen bösen Tag.“ Der Mohr, längst vom Pferde gesprungen, fliegt die Treppe hinauf, das Zimmer des Herrn ist verschlossen; es vergehen noch einige kostbare, nicht wieder einzubringende Minuten mit dem Hin- und Herlaufen im Hause, den Fragen, welchen Weg Gérard eingeschlagen, dann eilt der Mohr dem Walde zu. Der Instinkt und die Erinnerung, daß der Herr so oft und mit so großer Vorliebe von der Ruine und dem Teiche gesprochen, leitet seine Schritte, er kommt an das Ufer des Weihers. Dicht an der Schwelle des alten Hauses liegt in seinen Reitermantel eingewickelt, wie schlafend, Gérard. Blut färbt den Boden, im Grase entdeckt der Mohr die doppelläufige Pistole, die er so oft in der Hand seines Herrn gesehen hat. Ein Lauf ist abgeschossen, die Hand, die niemals ihr Ziel verfehlte, hat dieß Mal das eigene Herz sicher zu treffen gewußt, dieß tapfere Herz schlägt nicht mehr. Aber nur eine kurze Spanne Zeit ist seit der schrecklichen That verflossen, von ihrer Arbeit laufen Holzfäller herbei, der Widerhall des Schusses im Walde hat sie herbeigelockt . . .

Mit der Ankunft des Arztes und eines Gerichtsbeamten am Nachmittage trat die rauhe Wirklichkeit in ihre Rechte und schnit alle nachdenklichen wie alle elegischen Gedanken kurz ab. An der That des Selbstmordes war nach einer Besichtigung des Todten und

nach der Aussage des Dieners nicht zu zweifeln. Auch hatte der Gerichtsbeamte, der früher in vielfachen Geschäften mit dem Verstorbenen zu thun gehabt, rasch sein Urtheil gebildet.

„Herr Gérard", meinte er, „war immer ein wunderlicher, melancholischer Mann; er hatte im stärksten Grade, was die Engländer den Spleen nennen. Solche Menschen müßten zu ihrem eigenen Besten, namentlich wenn sie reich genug sind, um die Kosten bezahlen zu können, unter polizeiliche Aufsicht gestellt werden. Glauben Sie nicht, Herr Doktor, daß er schon aus Afrika so etwas wie eine Gehirnkrankheit mitgebracht hat?"

Der Arzt wollte dieß nun zwar gerade nicht behaupten, mußte aber doch zugestehen, daß Gérard immer eine starke Anlage zur Gemüthskrankheit gehabt habe. Der Pfarrer hörte die kalten Männer der Wissenschaft mit leisem Unwillen und zugleich mit einer geheimen Freude, die zunächst noch ohne Grund schien, in dieser Weise über den Todten reden. Wie so gar nicht stimmte seine Weltanschauung mit diesen Urtheilen zusammen, welche die letzte und die höchste Handlung des menschlichen Willens, die Selbstvernichtung, von diesem oder jenem Krankheitsstoff abhängig machten! Aber für diesen besonderen Fall hatte die Ansicht des Gerichtsbeamten

der Alles nach der körperlichen Beschaffenheit Gérard's natürlich und vernünftig fand, das Gute, jede weitere Nachforschung nach den Gründen dieser That zu verhindern. Und der Pfarrer mit seinem gläubigen Gemüthe ahnte einen geheimnißvollen, erschütternden Zusammenhang zwischen Helenens Liebe, seiner Erzählung von der alten Geige und dem Tode des Unglücklichen.

Man hatte das Arbeitszimmer Gérard's geöffnet.

„Ich dachte es mir,“ sagte der Gerichtsbeamte, „Alles in der schönsten Ordnung; Herr Gérard war als Soldat ein pünktlicher Mann und hat sorglich sein Haus bestellt, ehe er seine Pistole an sich selbst versuchte. Wir haben halbe Arbeit. Uebrigens, hochwürdiger Herr,“ wandte er sich an den Pfarrer, „Sie können Ihrem Schützling, dem jungen Herrn von Adlersheim, Glück wünschen. Nach dem Codicill zu dem Testament des alten Weßbach fällt ihm das ganze Vermögen zu, falls Herr Gérard ohne Erben stirbt. Der Fall ist jetzt eingetreten.“

Indem sie nun das Zimmer zu durchsuchen anfingen, und an die Schränke die Gerichtsiegel legten, fand sich auf dem Tisch ein Brief.

„Er ist für Sie, Herr Pfarrer,“ sagte der Justizrath mit einem raschen Blick auf die Aufschrift. „Wohl ein letztes Gebet, eine letzte Betrachtung! Daß die

Selbstmörder so gern Monologe halten oder Bekenntnisse machen! Doch ich will nicht stören, mein Geschäft hat mit solchen Dingen nichts zu thun."

Der Pfarrer empfand es als eine Wohlthat, von der Gegenwart dieses rauh durchgreifenden Mannes befreit zu sein, und zog sich in ein kleines Gemach zurück, das ihm der Mohr, der wie vernichtet im Hause umherschlich, aufthat. Dort saß er eine Zeit lang, den wohlversiegelten Brief in der Hand. Die Aufschrift an ihn war in starken, männlichen Zügen geschrieben, Gérard's Hand hatte nicht gezittert, wohl aber zitterte jetzt die Hand des Greises, die das unselige Papier hielt. Durch das Fenster fiel der Nachmittagssonnenschein mit seinem stillen, wohlthuenden Glanze, umher regte sich nichts, nur das Papier knisterte leise, als der Pfarrer das Siegel löste. Dann las er.

# Achtes Kapitel.

„Wie habe ich es nur überlebt, dieses Entsetzen, diese Qual! Den Anblick der Geige, das Gespräch mit ihr, die Erzählung des Pfarrers! Was hatte sie vorhin im Scherz gesagt? Ja wohl, aus der Sirene war die Furie geworden! O, Schicksal, warum zeigtest du mir nicht mit Einem Male das Bild, das mich erstarren lassen sollte, warum enthülltest du es langsam, feierlich? Sollte ich wiederholt sterben, und doch immer noch leben? War es nicht genug der Schmerzen, die ich schweigend in mir umher trug? Nagte nicht täglich die Furcht vor schmählicher Entdeckung, die Reue an meinem Herzen? Wenn du mir jemals in einer andern Welt begegnen solltest, Schatten des Gemordeten, jetzt darfst du dich nicht mehr von mir abwenden, ich habe mehr, tausend Mal mehr gelitten als du!

„Und wie Alles gekommen? Wer doch wüßte, durch welche Bewegung der Nerven, durch das Zucken welcher Fibern solche Gedanken in uns entstehen und den machtlos gewordenen Willen zur That fortreißen! Als der Pfarrer vorhin so gleichmüthig von dem armen Knaben erzählte, dem man seine Geige, seine einzige Habe, beschmutzt und verdorben, da zitterte wieder jeder Nerv in mir, wieder schwebte es wie eine Blutwolke vor meinen Augen, und meine Hand umfaßte den Griff der Geige, als wäre sie eine Waffe gewesen. Gerade wie damals in dem Gasthaus zu Valorbe! Mich, den Beschimpften, den Beschädigten, hatte man hinausgewiesen, als ob ich kein Recht zu meinem Zorn, zu meiner Klage gehabt hätte, der Bösewicht aber durfte sich heimlich, ohne Furcht vor Strafe, seiner Bosheit freuen und mir trotzen. Zertreten hätte ich ihn können wie eine Natter, die mir über den Weg läuft. Planlos irrte ich in dem Thal, am Flusse und auf den Höhen in der Nacht umher. Zuletzt warf ich mich in einer Höhle, wo die Kräutersammler zu übernachten pflegten, auf einen Heuhaufen nieder und versuchte einzuschlafen; allein der Schlummer floh mich, immer raunte es um mich: strafe, räche, schlage! War ich denn wehrlos? Mußte ich mich den frechen Launen eines adeligen Knaben fügen und lächeln, wenn er

mich verhöhnte? Vorausgesetzt, daß er mir nachher ein Geldstück in die demüthig abgezogene Mütze warf! Nein, ich war nicht wehrlos! Wenn er mir jetzt begegnet wäre! . . .

„Und dennoch, wo ich jetzt, nach so vielen Jahren darüber nachdenke — und ich muß wohl, da meine letzte Stunde immer näher rückt — welche rasche, unbesonnene, grausame That! Wollte Jeder die Verletzung, die er erduldet, mit einer doppelt, ja hundertfach schwereren rächen, was würde aus der Welt? Elender! Jetzt noch, im Angesicht des Todes, wagst du einen Mord und deine Beleidigung abzuwägen? Gähnt nicht ein Abgrund dazwischen, so tief, als der war, in den du dein Opfer stürztest? Eine Kränkung läßt sich wieder gut machen, aber ein Mord? Was würdest du in diesen bangen Sekunden geben, wenn du zu dem Todten sagen könntest: stehe auf und wandle? Dein Leben! Nichtige leere Träume!

„Ich trat am Morgen schlaflos, hungrig, mit fieberhaft klopfenden Schläfen aus der Höhle. Es muß etwas Schreckliches in mir gewesen sein, denn ein Wanderer, der mir begegnete, wich scheu vor mir zurück und verdoppelte seine Schritte. In mir raste die Wuth der Vernichtung; Allen, die mich je beleidigt, hatte ich Rache geschworen, und da, als ich um einen

Felsvorsprung biege, sitzt auf einem Stein, hart über der Schlucht, der Mann, den ich damals für den Vater meines Feindes hielt. Er hatte mir den Rücken zugekehrt und sich in gefährlicher Stellung vornüber geneigt, als wollte er in der Schlucht etwas bestimmter erkennen. So vertieft war er in den Anblick, daß er meine Schritte überhörte. Ich schleiche mich hinter ihn, ich strecke den Arm aus — ein wilder, halb unterdrückter Schrei entringt sich meiner Brust — war's Freude, war's Schrecken? — und über die Felsklippen in die jähe Tiefe stürzte der Mann.

„Horch, horch! Wieder schallt ein fürchterlicher Schrei durch die Stille der Nacht, und durch das Dunkel leuchten zwei Augen, starr auf mich gerichtet — sind es seine, sind es Helenens Augen? Und der Schrei tönt nochmals, derselbe Schrei, der mich jäh aus unruhigem Schlummer in meinem Zelt in Afrika aufrief; derselbe Schrei, der an jenem Morgen schaurig in der Felsenwildniß widerhallte! Hatte ihn der Unglückliche im Fallen ausgestoßen, war er meinen Lippen entflohen? Mein Haar sträubte sich. Einen Augenblick schwankte ich, sollte ich ihm in die Tiefe nachspringen, sollte ich davon eilen? Da sehe ich am Boden ein Büchlein liegen, in dem der Fremde kurz vorher eine Zeichnung der Gegend versucht hatte; es war von seinen

Knieen geglitten und lag vor mir. Dieß Buch, das Zeichen meines Verbrechens, bestimmte die Richtung meiner Gedanken. Rette dich, rette dich! schien es zu sagen. Ich ergriff es, steckte es zu mir und floh. Die Furcht bewies sich stärker als Hunger und Ermüdung; Stunden nachher sank ich erschöpft auf der Schwelle eines einsamen Hauses nieder, es lag schon am jenseitigen Abhang des Gebirges auf französischem Boden. Hier begegnete ich seit meiner That zuerst wieder Menschen, ich mußte ihnen eine Erklärung meines Kommens geben. Die Angst vor Entdeckung machte mich über meine Jahre schlau und verschlagen, als wäre ich längst ein verhärteter Verbrecher gewesen. Meine Jugend kam mir in der Meinung dieser schlichten Leute zu Hilfe, sie mochten mir keine schlimme That zutrauen. Ich erzählte ihnen unter falschen Thränen, daß ich einem Bärenführer, bei dem ich als Knecht gedient, weil er mich schlecht behandelt habe, entflohen sei, und sie glaubten mir, hießen mich ausruhen und erquickten mich mit Speise und Trank. Ein reisender Kaufmann, der weiter in das Land hinein nach dem nächsten Marktflecken fuhr, nahm mich auf seinem Wagen eine Strecke mit sich. Als die Nacht einbrach, war ich schon fünf Meilen von dem Ort des Verbrechens entfernt, und die Zeit, die zwischen der Nacht und dem Morgen

lag, dünkte mich eine Ewigkeit. Dieser Gedanke gab mir eine wunderbare Ruhe. In dem Kämmerchen, das ich in einer Dorfschenke gefunden, zog ich, vor Ueberraschung endlich sicher, das Büchlein hervor und blätterte darin. Viele Seiten waren beschrieben, ein Brief lag darin, Alles in einer Sprache, mit Zeichen, die ich nicht kannte; ich vermuthete damals nur, daß es deutsch sei. In den Taschen steckten einige Geldscheine, ein paar Goldstücke, nicht viel, wenn ich den Stand des Todten hätte in Betracht ziehen wollen, aber doch mehr Geld, als ich jemals in meinem Leben besessen hatte. O, welch verwerfliches, selbstsüchtiges Geschöpf ist der Mensch von Jugend auf! Dieses Gold, das ich geraubt, an dem das Blut des Ermordeten klebte, es warf einen freudigen Schimmer über mein Gesicht und ließ mein Herz wie von einem Gefühl des Triumphs erbeben.

„Hochwürdiger Herr, wenn Sie diese Zeilen lesen, haben Sie mir, ich hoffe es von Ihrer Güte, schon Alles vergeben. Zwischen uns Beiden ist dann durch meinen Tod eine unübersteigliche Wand aufgerichtet, ich bin für Sie zu einem Schatten geworden, und ob ich dann noch etwas vom Irdischen spüre, ein letztes Erinnern, ein verdämmerndes Ahnen von einem früheren Dasein — wer weiß es? Ein Fieber pocht in

meinen Adern, und ich fürchte, daß meine Worte seine Spur zeigen. Vergeblich strebe ich, meine Aufregung niederzukämpfen, der Schauer des Nichts hat mich erfaßt. Möge Ihre Weisheit all' meine Worte richten; der arme Gérard konnte ein Verbrechen begehen, aber er war kein gemeiner Mensch.

„Und wie nun Alles weiter kam? In der Nacht, die meiner That folgte, faßte ich den Entschluß, nach Afrika zu gehen und dort in die französische Fremdenlegion einzutreten. Einer meiner Vetter diente seit lange in ihr; der letzte Brief, den er uns geschickt, beschrieb ein großes Gefecht und einen großen Sieg über die Araber. Wir hatten ihn gerade erhalten, als ich mich zu meinem ersten Ausflug über den Genfer See rüstete, und er brachte einen mächtigen Eindruck auf mich hervor. Dieser Brief fiel mir jetzt wieder ein, er bestimmte mein Schicksal. Kampf, Gefahr, Blut und Tod, das war meine Sache. Glücklich kam ich nach Toulon, schiffte mich nach Algier ein und wurde ohne Umstände in die Legion aufgenommen. Man war eben froh, neues Kanonenfutter zu haben. Ein guter Stern leuchtete mir auf meiner kriegerischen Laufbahn. In mir steckte ein geborener Soldat; mit Todesverachtung stürzte ich mich in das vorderste Gewühl der Kämpfenden, zu meinen Seiten fielen die

Kameraden, aber mich traf keine Kugel, kein Säbelhieb. Der Tod wollte mich nicht. Unerwartet schnell stieg ich empor; ich wurde Korporal, und als ich, vom Zufall begünstigt, unserem General das Leben gerettet hatte, Offizier mit dem Kreuz der Ehrenlegion. Eitelkeit der Eitelkeiten! Mein Blick, der noch eben am Rand des Grabes vorüber irrte, wendet sich noch einmal zu diesen Erinnerungen zurück. Ich war nicht glücklich; die Sündenschuld vergiftete mir den Becher, welchen mir Ehre und Anerkennung darboten; ich galt für einen Menschenfeind, aber ich that meine Pflicht und fühlte mich wohl in ihrer Erfüllung. Können wir auch nicht ungeschehen machen, was wir gesündigt, wir hoffen immer, unsere schlimmen Thaten durch unsere guten aufzuwiegen. So sagte ich mir oft: du hast dich schwer vergangen, aber du bist ein braver Soldat, vielleicht, daß die Barmherzigkeit des Himmels darin eine Ausgleichung findet.

„Der Gedanke an den Todten verließ mich jedoch nie; auf meinem Herzen trug ich den Brief, der damals in seinem Taschenbuch gelegen. Um die mir unbekannten Zeichen entziffern zu können, hatte ich von einem Soldaten in meiner Kompagnie, einem deutschen Studenten, der wegen eines Duells die Heimath verlassen hatte, die deutsche Sprache erlernt. Das

Erste, was ich in ihr las, war jener Brief; abgerissene Zeilen, die der Reisende an seine Gattin geschrieben hatte, Zeilen, die mir auf's Neue das Herz zerrissen, denn der Schreiber sprach davon, den armen jungen Geiger, den sein Neffe so gröblich mißhandelt, aufzusuchen und nach Kräften für ihn zu sorgen. Wer enthüllt das Räthsel der Welt? Er hatte mich glücklich machen wollen und ich — ich hatte ihn getödtet!

„Die letzte schlimmste Verwicklung dieser Dinge, hochwürdiger Herr, kennen Sie, ich mußte seine Tochter lieben. Lieben mit einer Leidenschaft . . . es war meine erste, meine letzte, meine einzige Liebe! Lassen Sie mich schweigen von meinen Hoffnungen, meinen Kämpfen, meinen Enttäuschungen! Ich bin am Ende meiner Kraft, die Nacht ist vorüber, und das Morgenroth steigt herauf. Was noch gesagt werden könnte, soll ungesagt mit mir in das Grab sinken. Ich lege mein Bekenntniß, diese vergilbten Zeilen von Helenens Vater und die Sorge für mein Gedächtniß in Ihre Hände. Um Weiteres zu bitten, habe ich kein Recht mehr. Ob es aus dem Irrsal, in das meine Schuld uns Alle verstrickt hat, einen andern Ausweg gibt, als den, den ich wähle, ich weiß es nicht. Für mich ist es der schnellste und der sicherste. Was kein Arzt,

und was kein Priester heilen kann, das heilt schmerzlich, aber gewiß der Tod."

Die Thränen flossen dem Greise reichlich über die Wangen und benetzten die Blätter, die seiner zitternden Hand so schwer wurden, als wären sie eherne Tafeln mit dem Richterspruch Gottes gewesen. Wie immer im Leben war auch dieses Mal die Nemesis, oder, wie es der Pfarrer lieber nannte, die göttliche Gerechtigkeit, am Ende der Dinge zur Erscheinung gekommen. Einen Augenblick tritt so das ewige Gesetz, das die Schicksale der Sterblichen leitet, aus verhüllenden Wolken, aus Thatsachen und Vorfällen, deren Bedeutung und Zusammenhang uns bis dahin unerklärlich geblieben, hervor, wir sehen seine erhabene Majestät — aber freilich, um welchen Preis! „Arme Helene, armes Mädchen!" seufzte der Pfarrer, indem er die Papiere sorglich zu sich steckte; er wollte hinzusetzen: „Armer Gérard!" als er jedoch bedachte, was dieser Mann im Leben verübt und gelitten, als ihm in diesem einen Falle die ganze Gebrechlichkeit der menschlichen Natur und die Tragik der Welt ergreifend aufging, überwand die Erkenntniß von der Nichtigkeit des Daseins und der Seligkeit des Todes seine angelernten, priesterlichen Grundsätze, und er murmelte: „Ihm ist wohl, und Gott wird ihm gnädig sein!"

---

Monate waren in's Land gegangen und nach den eisigen Stürmen des Winters schmückte wieder, Augen und Herz erquickend, das Grün des Frühlings die Landschaft. Auch auf dem Schlosse der Adlersheim war die Ruhe wieder eingekehrt. Langsam hatte sich Helene von einer schweren Krankheit erholt. Die Kunde von Gérard's Tode hatte sie, ehe noch der Pfarrer in das Dorf zurückgekommen, erreicht. Wie sich der alte, unter der Last seines düsteren Geheimnisses fast erliegende Mann auch ihren Fragen zu entziehen suchte, er mußte ihr endlich, so schonend, wie es möglich war, die Wahrheit in halben Worten und Andeutungen gestehen, wobei er die Schuld, welche Viktor an der Verwicklung hatte, der Zukunft wegen schonend verschwieg. Das hitzige Fieber, das seit dem vergangenen Abend schon in Helenens Adern tobte, hatte sie nach diesen Offenbarungen niedergeworfen. Bewußtlos sank sie zusammen. Viele Wochen hindurch schwebte sie in äußerster Gefahr und erst allmählich ließen die Aerzte ihre Verwandten Hoffnung schöpfen. Nicht weniger tief und schmerzlich hatten die Mittheilungen des Pfarrers Viktor getroffen. Wie sehr er auch Gérard als den Störer seines Glückes gehaßt, er konnte sich jetzt nicht verhehlen, daß sein boshafter Streich die Wurzel alles Unheils gewesen.

Für die Bewohner der Landschaft war Etienne Gérard wie ein seltsames Meteor erschienen und erloschen. Wenige hatten sich an ihn angeschlossen, den Meisten war es eine Erleichterung, von der Herrschaft und Gegenwart eines Mannes befreit zu sein, der ihnen beständig als ein Fremder und ein Eindringling erschienen war. Früher hätten sie es vielleicht ebenso unwillig ertragen, Viktor als ihren Herrn anzuerkennen, jetzt war er als die neuaufgehende Sonne auch der Bessere. Die Wandlung seines Charakters verstärkte die gute Meinung der Menschen von ihm, er war durch eine ernste Schule der Prüfung gegangen, und sein ehmaliger Uebermuth in Freundlichkeit und Milde gegen Alle umgeschlagen. Helenen konnte diese Läuterung in dem Wesen ihres Vetters nicht entgehen. Mehr als je war sie selbst, rauh aus poetischen Träumen zurückgescheucht, für den Ernst des Lebens gestimmt. Zu viel hatte sie von jener stürmischen Leidenschaft, welche die Pflicht geringer achtet als die Befriedigung der ersteren, gelitten, um sich fortan nicht still zu bescheiden. Oft sahen sie die Leute im Dorf am Arme Viktor's zu dem Kirchhofe gehen; es blieb freilich ungewiß, ob die Thränen, die dann ihren Augen entflossen, allein ihrem Vater, oder ob sie auch dem galten, der nach seinem Wunsche in dem Garten seines Hauses, fern

ab an der Mauer unter dichtem Tannengebüsch, eine einsame Ruhestätte gefunden hatte. Trotz dieser Trauer und dieses Schmerzes aber waren Alle überzeugt und sprachen sichere Anzeigen dafür, daß an einem nicht zu fernen Tage der Pfarrer in festlich geschmückter Kirche die Hände der Beiden zum glücklichen Bunde zusammenfügen werde.

---

# Rococo.

## Erstes Kapitel.

Es war in der zehnten Abendstunde. Noch nicht lange war Mademoiselle Marie Gaussin, die liebenswürdige Schauspielerin der Comédie française, aus dem Theater in ihre Wohnung zurückgekehrt. Mit entzückender Anmuth, unter dem lauten Beifall der Zuschauer, hatte sie in Voltaire's Lustspiel „Nanine," das in diesem Herbst zu den Neuigkeiten der Bühne gehörte, die Hauptrolle gespielt. „Nanine oder das besiegte Vorurtheil" ist der Titel des Stücks, und die Handlung dreht sich um die Liebe des Grafen Olban zu der liebenswürdigen, aber armen und im niedern Stande geborenen Nanine. Jetzt, nachlässig in ihrem Lehnstuhl ruhend, mußte sich Mademoiselle Marie lachend sagen, daß sie in Wirklichkeit sich beinahe in

Naninens Lage befinde. Ihr zur Seite, zärtlich ihre Hand fassend und noch zärtlicher zu ihr aufschauend, saß auf einem kleinen Sessel der junge Vicomte Marcel von Montjoye und sprach zu ihr in leidenschaftlichen Ausdrücken von ... Ja, sie hörte nicht Alles; der Triumph, den sie auf der Bühne errungen, verwirrte ihr Köpfchen, und sie wiegte kokett ihre kleinen Füße in den rothen Schuhen mit den hohen Absätzen auf der gepolsterten Bank, auf der sie ruhten, hin und her. Marcel hatte Voltaire's Komödie ergriffen und declamirte die Verse des Grafen, in denen er Naninen das Geständniß seiner Liebe macht.

„Das steht nicht in der Rolle," unterbrach ihn jetzt schelmisch die Schauspielerin. „Voltaire's Verse sind richtiger und viel weniger feurig. Sollten Sie zu all' den Vorzügen, die Sie besitzen, theurer Marcel, auch noch den haben, ein Liebling der Musen zu sein? So viel Gaben erregen meinen Neid und meine Eifersucht."

„Sie spotten, Marie! Sie wissen, daß Alles, was ich habe, und was ich bin, zu Ihren Füßen liegt!"

In solchen Betheurungen, in dem Getändel holder Worte und süßer Schwüre ging die Unterhaltung eine Weile hin; der junge Mann war unerschöpflich in

seinen Versicherungen, in dem Ausdruck seiner Liebe, und Marie Gaussin ebenso reich an scherzhaften Wendungen und anmuthigen Neckereien.

Das zärtliche Paar saß in einem behaglich eingerichteten Zimmer, im Kamin brannte ein lustiges Feuer; ein Schirm mit buntbemaltem chinesischem Papier bespannt schützte sie vor der Gluth, falls sie unbehaglich werden sollte; auf dem Gesims zwischen zwei dickbäuchigen Porcellan-Vasen stand eine Stutzuhr, den Liebenden gerade gegenüber, aber sie waren zu glücklich und zu ausschließlich mit sich beschäftigt, um auch nur flüchtig dem unerbittlichen und unermüdlichen Gang des Zeigers zu folgen. Die Grazien, wenn sie aus den Wolken herabgeschaut, würden sich des Anblicks der Schönen und Glücklichen gefreut haben; aber nicht immer ist eine Freude der Sterblichen, was den Unsterblichen wohlgefällt. Welche Augen hätte der alte Graf von Montjoye gemacht, wäre ihm im Spiegel seines Bibliothekzimmers, in dem er gerade ein Buch über die Heldenthaten des Marschalls Villars im spanischen Erbfolgekrieg las, dieß Bild erschienen! Nicht um zu den Füßen einer Schauspielerin die Zeit zu verträumen, hatte er seinen einzigen Sohn nach Paris gesandt. Verdrießlichen Sinnes, unmuthig über die Wandlung oder, wie er sagte, die Verschlechterung der Zeiten, hatte er sich längst

nach seinen Gütern in Languedoc zurückgezogen; sein Sohn, der schöne, glänzende Marcel, erschien ihm geeigneter, den Namen und den Ruhm der Montjoye's am Hofe von Versailles zu vertreten.

Heute schrieb man den dreizehnten November des Jahres 1749, und der Vicomte verweilte gerade zwei Monate in Paris — ein neunzehnjähriger, lebhafter und, was Alles sagen will, schwärmerisch verliebter, phantastischer Jüngling, der in all' diesen Tagen Nichts als Mademoiselle Marie Gaussin in der Welt gesehen und mit vollen Zügen das Glück seiner jungen Freiheit und seines Reichthums genoß. Endlich war er den Belehrungen des Hofmeisters und der strengen Aufsicht des Vaters entflohen. In dem Schloß der Langenweile in Languedoc hatte jede Stunde ihre Ordnung und ihr Geschäft gehabt: immer zur bestimmten Stunde setzten sich Vater und Sohn zu Tische, immer zur bestimmten Stunde machten sie einen Spazierritt; es pflegte am Morgen einen harten Verweis zu geben, wenn der Vater am Abend vorher das Licht in dem Gemach des Sohnes länger, als vorgeschrieben war, hatte brennen gesehen. Von alledem war nun keine Rede mehr! Die volle ganze Freiheit beglückte Marcel. Nach Laune konnte er kommen und gehen, essen und schlafen, fechten und reiten. Niemand durfte ihn zur

Rechenschaft ziehen; zwei Diener, eine wohlgefüllte Börse, zwei prächtige Pferde standen ihm zur Verfügung, er wußte gar nicht, was er mit seinem Ueberfluß und seiner Unabhängigkeit beginnen sollte. Nur Eins hatte er sich fest gelobt, diese kostbare Freiheit nicht wieder aufzugeben. Er betrachtete darum den Beutel voll Briefe, die ihm der Vater an die Vetter und Tanten, an alte Gönner und Freunde zur Empfehlung mitgegeben hatte, mit heimlichem Unwillen, er merkte darin eben so viele listigen Fallen, die man ihm stellte, und statt die Schreiben zu überreichen, verschloß er sie in den innersten Kasten seines Schrankes. Nur mit jungen Leuten, seinen Standesgenossen, die ebenso wie er der Zucht ihrer Hofmeister entronnen, ein müßiggängerisches Leben in Paris führten, verkehrte er. Eine einzige Ausnahme hatte er, wenn auch mit Widerstreben, machen müssen: im Sommer hatte der Marquis von Noailles, der in erster Ehe eine Schwester des Grafen von Montjoye geheirathet, denselben besucht; Marcel konnte, in Paris angekommen, nicht umhin, sich ihm vorzustellen, schon aus Besorgniß, ihm einmal unerwartet zu begegnen. Er war überrascht, im Palaste des Marquis eine junge, reizende Dame zu finden: Noailles' Gemahlin. Die Frau Marquise schien für den etwas schüchternen,

befangenen und linkischen Landjunker, dessen dunkle feurige Augen eine ganz eigene stumme Beredtsamkeit hatten, beim ersten Blick eine besondere Theilnahme zu fassen. „Betrachten Sie mich wie eine rechte Tante,“ sagte sie lächelnd, „rechnen Sie auf all' meinen Einfluß, ich werde Ihnen Nichts verweigern.“ Marcel, über so viel entgegenkommende Güte beglückt, küßte der Dame wiederholt die Hand, sie schieden in bester Freundschaft, und eine Weile setzte der junge Mann seine Besuche im Hotel Noailles regelmäßig fort. Eine Weile — bis ihn der Zufall oder sein Stern in das Theater führte, wo er sein Herz an Mademoiselle Gaussin verlor. Er hatte sich in seiner Freiheit so stolz und sicher gefühlt, und nun war er auf einmal der Liebe unterthan geworden. Viel strenger und ausschließlicher als sein Vater, beherrschte ihn der kleine, lose Gott. Aber Marcel fand diese Fesseln nicht drückend, im Gegentheil, es war ihm, als erführe sein Wesen in diesem Zauberbanne eine Erhöhung, sein Leben eine Erweiterung. Der Weg von der stillen Bewunderung der schönen Schauspielerin aus der Ferne bis zu der Bekanntschaft und einem vertrauten Umgang mit ihr machte sich leichter und schneller, als er am ersten Abend, wo er sie sah, geglaubt. Wenn man ein französischer Edelmann ist, mit Marcel's Namen

und Aeußerem, und die Goldstücke, die man ausgibt, nicht ängstlich zu zählen braucht, hat man in solchen Dingen keinen Grund zur Verzweiflung, einem schönen Mädchen gegenüber. Die Liebe des Vicomte erfuhr keine spröde Abweisung; seine romantische Schwärmerei hatte für Marie Gaussin nach manchem alltäglichen Abenteuer, wie sie einer Schauspielerin nicht erspart bleiben, sogar einen neuen, poetischen Reiz. Es umwehte sie wie der Duft des Waldes, der grünenden Wiesen im Frühling; statt der Lügen der Welt zeigte sich hier die Wahrheit der Natur, es war wie ein holdes Schäferspiel aus einem glücklichen Arkadien. Der Zauber des Geheimnisses gesellte sich hinzu: der Vicomte, der die Spöttereien seiner Freunde fürchtete, wie Marie, die ihre Gründe dafür haben mochte, suchten ihre Liebe den Augen der Neugierigen zu verbergen, und das Glück schien ihre Absicht zu begünstigen.

In diesem Augenblicke — Marie hatte lange geschwiegen und träumerisch den Zukunftsplänen des Jünglings gelauscht, der ihr vorschlug, mit dem Anbruch des Frühlings Paris zu verlassen und nach einer stillen, blumigen Einsamkeit zu flüchten: es war so drollig, während der Novembersturm in den Straßen heulte und an die schlecht schließenden Laden der Fen-

ster schlug, ein Luftschloß im Frühlingssonnenschein und Veilchenduft zu bauen — in diesem Augenblick verkündigte die Uhr mit schnellen hastigen Schlägen die zehnte Stunde, und wie von einem plötzlichen Gedanken erfaßt, als käme sie aus einem Zustand der Selbstvergessenheit zur Wirklichkeit zurück, legte Marie ihre kleine Hand dem Geliebten auf den Mund: „Schweigen Sie! Nur eine Minute, Marcel, schweigen Sie!"

Trotz des scherzhaften Tons, den sie ihrem Ausruf hatte geben wollen, klang Etwas wie Angst und Betroffenheit hindurch, so daß Marcel erstaunt zu ihr aufschaute. Sie winkte ihm nur mit den Augen zu, sich still zu verhalten: ein tiefes, erwartungsvolles Schweigen trat ein.

Nicht lange dauerte die Spannung: deutlich hörten beide dreimal hinter einander ein kurzes, durchdringendes Gelächter.

„Also doch!" rief Marie, die blaß geworden war und, die Augen schließend, als wolle sie so den Anblick einer schrecklichen Erscheinung vermeiden, in ihren Lehnstuhl zurücksank.

„Was ist das?" Marcel war aufgesprungen und hatte die Thür zu dem Nebengemach aufgerissen: aber es regte sich Nichts, Niemand war darin, und er

wandte sich wieder an Marie, ob sie ihm diesen seltsamen Vorfall erklären könne.

„Ach, Marcel,“ fing sie an, „ich habe unrecht gehandelt, Ihnen ein Ereigniß zu verschweigen, das mich nun schon zum zweiten Mal erschreckt und gerade durch seine Wiederholung um so unheimlicher wirkt.“

„Wie? Dieß Gelächter? Es hat sich schon einmal vernehmen lassen? Ist es ein Zeichen?“ Und Etwas wie die Flamme der Eifersucht blitzte in den Augen des Vicomte auf. Rasch entschlossen wollte er sich in das Nebenzimmer stürzen, als müsse er dort irgendwo versteckt einen Nebenbuhler finden.

Marie ergriff seinen Arm. „Bleiben Sie, mein Freund, Ihr Zorn wie Ihr Forschen würden vergeblich sein; dieß entsetzliche Lachen rührt — ich kann es nicht anders glauben — rührt . . es ist ein Ruf aus der Geisterwelt!“

Während sie ihr Gesicht in den Händen verbarg, stand Marcel in der ersten Verwunderung wie erstarrt da. Von seiner Wärterin hatte er wohl als Kind gehört, daß es in dem verfallenen Thurm des Schlosses, den sein Vater nicht wieder aufbauen lassen wollte, weil die Ruine, dicht mit Epheu überwachsen, einen eigenthümlich schönen Anblick gewährte, nicht geheuer sei, und Gespenster dort ihr nächtiges Wesen trieben, aber

daß er jemals selbst in so unmittelbare Berührung mit der jenseitigen Welt kommen würde, nicht im Traum war es ihm eingefallen. So glich er jetzt mit offenem Mund, sprachlos, mit starren Augen einer Salzsäule. Allmählich kehrte ihm indessen mit der Ueberlegung auch die gute Laune zurück. In diesem Zimmer sah es nicht nach Gespenstern aus. Da war Alles freundlich und zierlich, buntfarbig und von Lichtern hell, die Gespenster aber lieben die dunklen, düstern Orte, lange Corridore mit tiefen Schatten, Kirchhöfe, Ahnensäle mit alten hohen Bildern in erblindeten Goldrahmen, und, was das Wichtigste war, nur um Mitternacht dürfen sie sich zeigen.

Neben Mariens Lehnstuhl auf der Erde lag Voltaire's Komödie und das Blatt, das seine eigenen liebeglühenden Verse enthielt; er hob beide lachend auf und sagte: „Marie, Sie ängstigen sich mit närrischen Einbildungen; ist es möglich, daß sich ein Gespenst in die Nähe des Herrn von Voltaire wagt?"

Und schmeichelnd zog er ihr die Hände vom Gesicht. „Ich bin bei Ihnen, Marie, Ihr Ritter, Ihr Geliebter, bereit, eine ganze Geisterwelt zu bekämpfen, wenn Sie es wünschen!"

„Sie sind gut, Marcel, gut, tapfer und treu!

Ich hoffe, dieß ist kein trauriges Vorzeichen für unsere Liebe!"

„Ach, Marie! Lassen Sie den Himmel oder die Hölle lachen, ich werde Sie immer lieben!"

Seine Versicherungen schienen sie zu beruhigen und ihr wieder Muth einzuflößen. Draußen sauste der Sturm mit erneuter Heftigkeit, sie schmiegte sich inniger an ihn und erzählte: „Ich hätte Ihnen die Vorfälle dieser letzten Tage nicht verbergen sollen, Marcel, denn es betrifft Sie ebenso nahe, wie mich, aber die Liebe ist selbstsüchtig und freut sich, wenn sie eine Sorge, einen Kummer auf sich allein nehmen und dem Geliebten ersparen kann. Das Geheimniß unserer Liebe, so sorgsam wir es gehütet, ist entdeckt."

„Unmöglich! Wer kennt mich in Paris? Wer hätte Absicht oder Neigung, meine Wege zu erspähen?"

„Und doch muß es geschehen sein. Hören Sie nur! Vor sechs Tagen erhalte ich einen mit zitternder Hand geschriebenen Brief, er kam von einem Freunde, den ich seit Jahren aus den Augen verloren hatte, und der mich jetzt bat, an sein Sterbebett zu kommen. Zuerst überwogen Schrecken, Verwirrung und Bestürzung jedes andere Gefühl in mir. Ich liebe das Leben, und der Anblick des Todes ist mir verhaßt. Und dann — ich

war mit jenem Manne nicht im Guten auseinander gegangen. Er hatte mich lange umschwärmt und mit seinen Liebesanträgen verfolgt. Bedauern Sie mich, Marcel! Eine arme Schauspielerin muß sich Huldigungen gefallen lassen, die . . Genug, er war mir zuletzt unerträglich geworden, und ich hatte ihm meine Schwelle verboten. Zuweilen sah ich ihn noch hier und dort — in den Gängen des Theaters, vor meiner Hausthür, im Gewühl der Gasse. Ich hatte das unbestimmte Gefühl, daß er mich bewache und belausche, daß er mich noch nicht ganz aufgegeben habe, aber er wagte doch nicht mehr, sich in meine Nähe zu drängen. Und auch in mir stumpfte sich die unangenehme Empfindung, unter einer geheimen Aufsicht zu stehen, zuletzt ab. Ach, Marcel, die Welt ist nicht so harmlos und schön, wie Sie sich einbilden! Alle diese Gedanken bestürmten mich bei dem Lesen jenes Briefes. Doch war ein so rührender Ton darin, die letzte Bitte eines Sterbenden! Das Mitleid trug den Sieg über meine Abneigung und meine Bedenklichkeiten davon. Ich ging zu ihm. Wie bin ich bestraft worden! Er war bei voller Besinnung, mit großen, starren Augen sah er mich an. „Grausame, Treulose,“ rief er mir zu, „dahin haben Sie mich gebracht, Sie haben mir das Herz gebrochen.“ Ich suchte seine Aufregung zu

beschwichtigen, sanft duldete ich seine Vorwürfe. Plötzlich nannte er mit einem wilden Aufschrei Ihren Namen. Ich erblaßte, ich fuhr zusammen. „Ich weiß es wohl," sagte er, „daß Sie ihn lieben, aber glauben Sie nicht, Ihres Glücks ungestraft zu genießen, aus der Welt des Grabes soll meine Stimme Sie erschrecken und Sie an Ihre Herzlosigkeit mahnen."

„Aber das sind die Aeußerungen eines Wahnsinnigen," unterbrach sie Marcel.

„Dafür nahm ich sie auch und wollte gehen. Da ward die Thür geöffnet, eine vornehme Dame rauschte herein. „Die wird meine Rache vollführen," schrie der Kranke und fiel in seine Kissen zurück."

„Eine vornehme Dame?"

„Sie maß mich mit hochmüthigem Blick vom Kopf bis zu den Füßen und gab sich nicht einmal die Mühe, ihre Verachtung und ihren Groll gegen mich zu verbergen. Das Peinliche meiner Lage wurde mir zu drückend, mit einer kurzen Verneigung ging ich. Im Hause erfuhr ich, daß die Dame die Marquise von Noailles sei, und daß der Kranke in ihrem Dienste gestanden habe."

„Die Marquise von Noailles?" rief Marcel und sprang in die Höhe. „Das ist seltsam und bedeutet nichts Gutes."

„Sie kennen die Marquise,“ fragte ihrerseits Marie zurück, „und verschwiegen es mir?“

„Ich mußte dem Marquis, einem meiner Verwandten, bei meiner Ankunft in Paris aufwarten; bei dieser Gelegenheit sah ich die Frau Marquise. Sie schien mich nicht ohne Theilnahme zu betrachten, ich bin öfter in ihr Haus gekommen, aber seit ich Sie liebe, Marie, habe ich meine Besuche eingestellt, mir sind die Menschen gleichgiltig geworden, Sie allein sind meine Welt.“

„O jetzt ist mir Alles klar! Jene Dame liebt Sie.“

„Das ist zum Lachen, Marie! Welche Augen Sie machen! Ich wette, Sie sind eifersüchtig auf die Marquise!“

„Oder sie ist es auf mich. Ich reime mir das Ganze zusammen. Ihr Ausbleiben hat die Marquise befremdet; von der Befremdung zur Nachforschung ist nicht weit. Ein Zufall wird ihr jenen Mann, der mich verfolgte, entgegen geführt haben, und unser Geheimniß wurde verrathen.“

„Nennen Sie mir den Namen jenes Elenden, damit ich ihn zur Rechenschaft ziehen kann!“

„Ihre Rache kommt zu spät; er hieß François Lambert.“

„Er hieß?“

„Seit drei Tagen ist er todt, man hat mir seinen Hingang gemeldet.“

„Und jenes Gelächter?“

„Ich vernahm es gestern zuerst, mit dem Glockenschlag Zehn. Es ist der Schreckensruf, den er mir angekündigt hat.“

„Unmöglich! Man macht sich lustig über uns, man will uns ärgern! Unser Glück hat Neider. Aber die Todten sind still, und die Lebenden fürchte ich nicht.“

Sie schüttelte ungläubig und traurig den Kopf; über ihr Gesicht, das vorher wie im Sonnenschein des Glücks gestrahlt, legte sich eine Wolke der Schwermuth. „Sie haben den Blick nicht gesehen,“ meinte sie abgebrochen, „den mir die Marquise zuschleuderte. Marcel, werden Sie mich nie verlassen?“

„Nie, nie!“ betheuerte er.

Marie Gaussin wohnte in einer der Gassen, die in die große Straße St. Honoré münden, und während es, als der Vicomte von der Geliebten schied und aus dem Hause trat, dort noch von Fußgängern und Wagen belebt und lärmvoll war, bewegte sich Niemand in der engen dunklen Gasse. Nur hier und da fiel aus den Fenstern der hohen Häuser zu beiden Seiten ein matter

Lichtstrahl, von der Ecke der Straße her schimmerte das flackernde Licht einer Oellampe. War es die Ueberreizung, in die ihn das Gespräch versetzt, war es eine Wirklichkeit: Marcel fühlte, als er vorwärts ging, sich wie von einer unsichtbaren Hand am Mantel festgehalten. Eisig wehte es ihm im Nacken, war es nur der Wind? Er faßte sich ein Herz und schaute sich um. Eine Gestalt oder ein Schatten schien dicht an den Häusern hinzuschweben — er wollte sie anrufen, nun war Alles verdämmert, verweht: er selbst stand mitten in dem auf- und niederwogenden Gewühl der Straße St. Honoré. Ja, dieß war die wirkliche, leibhaftige Welt, wie von einer Last befreit athmete er auf. Planlos irrte er noch lange hin und her; was er sonst immer gemieden, den Anblick, den Lärm und das Getümmel der Menge, suchte er heute auf, es vergnügte und zerstreute ihn. Nach der wunderlichen Geschichte der Geliebten war es ihm, als hätte er jetzt erst wieder festen Boden unter den Füßen.

## Zweites Kapitel.

In den glänzenden Gemächern der Marquise von Noailles war eine zahlreiche Gesellschaft versammelt, des Vergnügens voll, in guten und schlechten Scherzreden sich ergehend, die Champagnergläser in der Hand, und das Lachen auf den Lippen. Mit Geist und Anmuth wußte die Dame des Hauses Alles zu beleben, jedem Gaste eine Freundlichkeit zu sagen und ihn in das gesellige Treiben mit fortzuziehen. Es war nicht leicht, ihr zu widerstehen und eigensinnig seinen Gedanken nachzuhängen, unwillkürlich fühlte man sich umgarnt. Daß der Vicomte von Montjoye einsam in einer Fensternische stand, wo ihn ein lang hinabfallender Vorhang noch überdieß halb verbarg, und theilnahmlos Herren und Damen vorüberschreiten, plaudern

und flüstern ließ, konnte nur aus einer Unachtsamkeit der Marquise geschehen, die annehmen mochte, daß ein junger Mann im Kreise so vieler Damen sich schon selbst Unterhaltung verschaffen werde. Dennoch richtete sie verstohlen mehr als Einen Blick nach jener Stelle, und so oft Marcel eine Bewegung machte, grüßte und einige Worte mit dem Einen oder dem Anderen wechselte, begegnete sein Auge stets ihrem Blick.

Da er aber nur Wenige kannte, geschah dieß selten genug, und das Augenspiel der Marquise hatte nichts Auffälliges. Nur ihn selbst belästigte es. Widerstrebend war er hierher gekommen, seine Stimmung paßte nicht zu einem heitern Feste. Die Höflichkeit und eine geheime Furcht vor der vornehmen Dame hatten seinen Entschluß bestimmt. Plötzlich hatte sein anmuthiges Liebesabenteuer eine schwermüthige und düstere Färbung erhalten. Es war ein Gewitter, das sich drohend über einer lachenden Frühlingslandschaft zusammenzieht. Je weniger Marcel bisher in seinem Leben Schreckliches und Schmerzliches erfahren, je unbekannter ihm die Verwicklungen des Geschicks waren — ihm, der in einfachen, streng geordneten Verhältnissen, in einer Art Waldeinsamkeit aufgewachsen — um so tiefer berührte ihn die Wendung, die sein Abenteuer genommen. Ueberall glaubte er das spöttische Gelächter zu hören, das

ihn vor einigen Tagen zum ersten Mal erschreckt. Er mochte sich selbst seiner Thorheit wegen schelten, der Spott kam nicht von Herzen. In einem seltsamen Lichte erschien ihm die Geliebte. Ein Mann war aus Liebe zu ihr gestorben; sterbend noch hatte er sie der Treulosigkeit angeklagt. Mußte es darum nicht eine Zeit gegeben haben, wo sie ihn geliebt hatte? Eifersucht gegen den Todten erfaßte ihn; seine aufgeregte Phantasie zauberte ihm das Bild François Lambert's vor — was Wunder, daß er es zuletzt leibhaftig sich gegenüber zu sehen glaubte? Sein Wesen, früher so gleichmäßig, wurde unruhig und unstät; während er sonst harmlos vertraut, beobachtete er jetzt die Geliebte voll Argwohn und Mißmuth. Aus der Idylle drohte ein tragisches Verhängniß zu werden.

Die Gesellschaft hatte sich hier- und dorthin in die Gemächer verstreut, einige der Jüngeren tanzten, Andere saßen an den Spieltischen. Von der allgemeinen Bewegung mit ergriffen, hatte auch Marcel seinen Platz verlassen und war einige Male auf- und niedergegangen. Am Ende der Zimmerreihe öffnete sich ein kleines, halbrundes, dämmernd vom Licht einer Ampel erhelltes Gemach; nur gedämpft drang das Geräusch der Musik, der Lärm der Gäste herein, hier setzte sich Marcel nieder und träumte weiter.

Nicht lange; aufblickend sah er eine Dame sich gegenüber stehen, es war die Marquise. Sie stand in der geöffneten Flügelthür, zwischen dem Saal und dem Gemache, das Gesicht ihm zugekehrt.

„Schlummern Sie, Endymion?“ fragte sie lachend. „Und ist es erlaubt, Sie zu wecken? Im Ernste, Marcel, Sie machen mir Kummer. Absichtlich ziehen Sie sich von Ihren Freunden zurück!“

Er hatte sich erhoben. „Von meinen Freunden? Ach, Frau Marquise, ich habe keine.“

„Das klingt wenig schmeichelhaft für mich und für den Marquis!“

„Vergebung“, stotterte Marcel. „Ich wollte Sie nicht kränken. Mir ist hier noch Alles so ungewohnt, so fremdartig, ich habe noch keine höfische Sitte gelernt.“

Die Marquise drohte mit dem Finger. „So entgehen Sie mir nicht. Seit Wochen haben Sie sich in meinem Hause nicht blicken lassen — nun, ich könnte beinahe Ihre Mutter sein und habe Nachsicht mit Ihrer Jugend. Aber der Graf von Montjoye hat geschrieben.“

„Mein Vater!“

„Auch ihn haben Sie ohne Nachricht gelassen, einen bejahrten, zu allerlei Grillen geneigten Mann! Nicht wahr, das ist nicht schön? Und wodurch haben wir diese Vernachlässigung verdient?“

Marcel's Verlegenheit der schönen Frau gegenüber, die so sanft und doch so eindringlich zu ihm sprach, stieg höher und höher; mit niedergeschlagenen Augen stand er vor ihr, er zupfte an seinen Manschetten, sein Gesicht nahm einen so komischen Ausdruck der Bitte und der Zerknirschung zugleich an, daß die Marquise ihn mit ihrem Fächer leise auf die Finger schlug und fortfuhr: „Allen Sündern sei vergeben! Und damit Ihre Reue eine dauernde sei, sollen Sie erfahren, wie gute Freunde Sie besitzen, gute, uneigennützige! Das Hauptmannspatent in der königlichen Garde, das Sie wünschten, ich habe es für Sie erwirkt."

Der Vicomte wußte nicht, wie ihm geschah. Sollte er sich der Marquise zu Füßen werfen? Hatte er ihr nicht den Verdacht abzubitten, den er gegen sie gehegt? Sie hatte für ihn gehandelt, sie war seinen Bitten zuvorgekommen. Wenn sie ihn liebte, wie die eifersüchtige Marie behauptete, er hatte doch gewiß kein Recht, ihr daraus einen Vorwurf zu machen. Den Ort vergessend, wo er war, bedeckte er ihre Hand mit Küssen. Die Marquise duldete einen Augenblick diesen Ausbruch seiner Freude, dann zog sie ihre Hand zurück. Mit zärtlichem Wohlwollen weilten indeß ihre dunklen Augen noch auf ihm, sie hatte ein feines Gesicht mit regelmäßigen Zügen, das unter der Schminke, in dem Glanz

der Kerzen den rosigen Schimmer erster Jugendblüthe log; auch ohne die leicht begreifliche Verklärung, in der Marcel sie jetzt erblickte, war sie eine glänzende, verführerische Erscheinung. Der kalte, boshafte Zug, der sonst um ihren Mund spielte, war ganz in dem Ausdruck offener und rückhaltsloser Freundschaft verschwunden.

„Wodurch hab' ich nur so viel Huld verdient?" rief darüber Marcel, „wie soll ich Ihnen danken, Frau Marquise?"

Der klugen Frau mochte in Rücksicht auf die Beobachter ein längeres Geflüster mit dem jungen Mann bedenklich erscheinen, sie nahm seinen Arm und ließ sich von ihm in den Saal zurückführen.

„Wie Sie mir danken sollen?" sagte sie halblaut. „Durch Aufrichtigkeit, durch Gehorsam, Marcel!"

„Stellen Sie mich auf die Probe, Frau Marquise."

Es war, als suche sie sein Inneres zu durchdringen und seine Geheimnisse zu ergründen, so prüfend betrachtete sie ihn. „Nachher, Marcel" — meinte sie dann — „nachher!"

Indem lachte es hinter ihnen: so durchdringend, so unheimlich, wie in dem Gemache der Schauspielerin.

Befremdet und betroffen sah sich Marcel um, er hatte den Arm der Marquise losgelassen.

Ein schmächtiger, sehr geputzter, noch jugendlicher Cavalier stand hinter ihm.

„Verzeihung, Frau Marquise," sagte er, „beinahe wäre ich über Ihr Kleid gestolpert."

Seine Stimme mißfiel Marcel ebenso wie sein geckenhaftes Wesen; er runzelte die Stirn und betrachtete ihn mit unfreundlichem, fast herausforderndem Blick, der zu fragen schien: galt Dein Lachen etwa mir?

Die Marquise mochte eine Erörterung zwischen den beiden jungen Männern befürchten: der Eine stand trotzig an ihrer Seite, und seine Hand umfaßte den Griff seines Degens, der Andere wiegte sich übermüthig auf den Absätzen seiner Schuhe hin und her, noch immer mit lachendem Munde.

„Darf man fragen, Herr Chevalier," fing sie an, „was Ihre Lachlust so unbändig reizt?"

„Immer, Frau Marquise, wenn der Zeiger der Uhr die zehnte Abendstunde weist, fällt mir mein armer Vetter François Lambert ein."

„François Lambert!" rief Marcel.

Der Stutzer maß den Fremden, der ihn so keck zu unterbrechen wagte, von Kopf zu Füßen, daß die Marquise sich beeilte, die jungen Männer mit einander bekannt zu machen.

„Der Herr Vicomte Marcel de Montjoye! Der Herr Chevalier de Lambert!“

Während die Herren sich gegenseitig verneigten, doch mit einer Miene und Haltung, als ob sie sich auf einem Fechtplatz und nicht in einem Tanzsaal befänden, wurde die Marquise von einer Dame ihnen entführt.

„Sie tragen einen sehr schönen und stolzen Namen, Herr Vicomte,“ sagte der Chevalier. „Die Montjoye's sind ein altes und ein tapferes Geschlecht; ich freue mich, Sie begrüßen zu dürfen.“ Das Alles in einem Ton, als ob er fortfahren wollte: „Und hoffe, daß Sie mir Genugthuung nicht verweigern werden.“

Diese Fortsetzung schnitt ihm Marcel durch höfliche Entgegnung ab: „Ich bin Ihnen außerordentlich dankbar für Ihre gute Meinung von den Montjoye's, ich erwidere sie vollkommen in Hinsicht auf die Lambert's, und Sie werden darum meinen Ausruf, als Sie Ihres Vetters erwähnten“ . .

„Ah! Sie kannten den armen Schelm? Ich sage, armer Schelm, weil er todt ist.“

„Ich kannte ihn nicht, aber da ich erfahren, daß er vor einigen Tagen, gerade um die zehnte Stunde des Abends gestorben ist . .“

„Gerade um die zehnte Stunde! Mit einem heiseren, gellenden Lachen! Sie sind genau unterrichtet, Herr Vicomte.“

„So wunderte mich Ihre Heiterkeit, Herr Chevalier, bei einem Vorfall, der doch ganz andere Empfindungen erregen sollte."

„Erlauben Sie mir die Bemerkung, Herr Vicomte — eine solche Einmischung in meine Verhältnisse, Wetter! Sie sind doch nicht mein Beichtvater! Aber Sie nehmen einen so großen Antheil an meinem Vetter . ."

„Den größten!"

„Ist er Ihr Schuldner geblieben? Oder hat er einen Ehrenhandel auszufechten vergessen?"

„Vielleicht das letzte!" sagte hitzig Marcel, dem die Empörung über die spottende Weise des Chevalier das Blut schneller durch die Adern trieb.

„Das ändert die Sache. Herr Vicomte, ich bin der Universalerbe meines Vetters. Allein hier ist kein geeigneter Ort, dergleichen Dinge zu erörtern. Verschlägt es Ihnen Nichts, so suchen wir die Einsamkeit auf."

„Wie Sie wünschen, Herr Chevalier!"

In einem der Nebenzimmer hatten sie bald einen leeren Tisch gefunden: vor Lauschern konnten sie sicher sein. Das hohe Spiel, das in dem anstoßenden Gemache gespielt wurde, beschäftigte die Gäste, die Einen als Theilnehmer, die Anderen als Zuschauer, aus-

schließlich. Der Chevalier schien mit den Gewohnheiten des Hauses bekannt zu sein; auf seinen Wink setzte der Diener eine Krystallflasche mit rothem Wein auf den Tisch vor ihnen nieder.

„So," meinte der Chevalier einschenkend, „hier können wir ungestört plaudern und am Ende berathen, wo, wann und wie wir uns am besten die Hälse brechen. Auf Ihr Wohl, Herr Vicomte!"

„Auf das Ihrige!"

„Und nun wünschen Sie zu erfahren, warum mich der Gedanke an das Hinscheiden meines Vetters in die heiterste Laune versetzt? Einfach, weil er mich zum lachenden Erben gemacht hat. Lachend aus drei Gründen: er war ein reicher Geizhals und hat mir sein Geld hinterlassen; er soll eine sehr schöne Geliebte gehabt haben und hat mir wenigstens ihren Namen und ihr Medaillonbild vererbt . ."

„Ihr Bild!"

„Nach einander, mein Herr, oder wie sitzen noch um Mitternacht hier. Drittens, er hat mir einen Ehrenhandel mit einem der besten Degen Frankreichs vermacht."

„O, Herr Chevalier!"

„Herr Vicomte!"

Gegenseitige Verneigung — dann fuhr Lambert

fort. „Punkt Eins: das Geld. Der jüngere Bruder meines Vaters beging die Thorheit — so nannte es mein Großvater — die Tochter eines Wechslers zu heirathen und in sein Geschäft einzutreten. Die Folge davon war, daß er täglich reicher wurde, während in unserm verfallenen Schloß täglich die Armuth wuchs. Mein Vetter studirte ein wenig und kaufte sich eine Rathsstelle beim Pariser Parlament. In diesem Amt hat er sich der Frau Marquise von Noailles gefällig und nützlich bei einigen Processen erwiesen. Von mir hielt er nicht viel, aber er wollte mich auch nicht ganz sinken lassen. Es war doch immer eine Ehre für ihn, Arm in Arm mit dem Chevalier de Lambert über die Straße zu gehen. Zuletzt verliebte er sich in eine Schauspielerin, die ihn an der Nase herumführte."

„Mein Herr!"

„Gewiß, er war ein Narr, und ich verdenke es der Dame nicht, daß sie ihn so behandelte. Ich bin erst seit kurzem aus meiner Garison nach Paris zurückgekehrt . ."

„Sie haben den letzten Feldzug mitgemacht?"

„Ja, mein Herr Vicomte, ich war bei Fontenoy."

„Es ist mir eine große Ehre!"

Ueber den Tisch hin schüttelten sich die jungen Männer die Hände.

„Bei meiner Rückkehr,“ sprach der Chevalier weiter, „fand ich den Vetter halb verrückt. Bei meiner Ehre, aus unerwiderter Liebe halb verrückt. Es ist eine bürgerliche Krankheit, unerwiderte Liebe! Und er ist denn auch daran gestorben. Ich versichere Sie, mir würde das nicht geschehen. Ihr Glas, Vicomte, und Ihnen auch nicht!“

Marcel wurde im raschen Wechsel blutroth und leichenblaß, sein Herz krampfte sich zusammen, sein Kopf schwindelte. Für ihn hatten alle diese leichtfertigen Redensarten etwas Verletzendes und Schreckliches zugleich. War es möglich, in solchem Tone über die Liebe, über Marie Gaussin zu sprechen? Am liebsten hätte er auf der Stelle mit dem frechen Manne seine Klinge gekreuzt. Aber auf der anderen Seite drängte es ihn, mehr von dem Verhältniß des Todten zu Marie zu erfahren.

„Kommen wir rasch zu dem zweiten Punkt,“ rief er und schlug mit der flachen Hand auf den Tisch, daß die Gläser klirrten. „Zu der Geliebten Ihres Vetters!“

„Pst!“ machte der Chevalier und legte den Zeigefinger an die Stirn. „Ich errathe! Das also ist's! Ich hätte es gleich merken können. Welch' einen Streit hätte mein Vetter mit einem Vicomte von Montjoye

auch auszufechten gehabt, wenn nicht den um ein Weib!"

„Nun denn?"

„Ja, was verlangen Sie noch? Mademoiselle Gaussin hat Sie vorgezogen: ich hätte es ebenso gemacht. Mein Vetter mag noch so böse darüber sein, Wahrheit ist man auch den Todten schuldig."

„Ihr Vetter war ein eitler, eingebildeter Thor, ohne Scham, der noch auf dem Sterbebett die Ehre eines Mädchens anzutasten wagte, der mit einer Liebe prahlte, die ihm nie zu Theil geworden!"

„Phantast! Feuerkopf!" lachte der Chevalier. „O schöne Jugend, die noch an die Tugend der Schauspielerinnen glaubt!"

„Ich werde es Ihnen beweisen, daß . ."

„Zunächst ziehe ich es vor, mich selbst von der Schönheit und Treue der Mademoiselle Gaussin zu überzeugen. Ein Liebhaber ist immer Partei; ich aber bin dagegen gefeit. Für mich handelt es sich hier um einen Auftrag meines Vetters, ich bin Nichts als sein Testamentsvollstrecker. Sehen Sie her, mein Herr Vicomte" — und er zog ein kleines, in Gold eingefaßtes Pastellbild aus der Tasche seines Rockes und hielt es ihm hin: „Marie Gaussin! Sie soll wohl getroffen sein."

„Dieß Bild . ."

„Mein Vetter erhielt es von der Dame . .“

„Bei Ihrem Leben! Her damit! Es ist eine schändliche Lüge, die Sie da aussprechen.“

„Oho!“

Beide waren aufgesprungen. Der feurige Wein, den sie in hastigen Zügen getrunken, mochte die Gemüther noch mehr erhitzen, und es war zweifelhaft, ob die Achtung vor der Gesellschaft sie noch länger in den Schranken einer gewissen Mäßigung halten würde.

Indem entstand um die Spieltische eine Bewegung. Die Einen erhoben sich, um Andern Platz zu machen. Dabei legte auch die Marquise ihre Karten nieder, und in dem Gedränge geschah es, daß sie in das Gemach flüchtete, in dem die jungen Männer sich mit funkelnden Augen, zwei Kampfhähnen gleich, bedrohten.

Die Marquise hatte ihre Hand auf Marcel's Schulter gelegt; sie sah noch den Goldrand des Bildes blitzen, das der Chevalier eilig wieder in seiner Tasche zu verbergen suchte, und ahnte den Zusammenhang der ganzen Scene. Doch bezwang sie ihre Unruhe und sagte: „Ich hoffe nicht, daß auch die Herren sich schon zum Aufbruch rüsten. Wir haben heute gar Nichts von Ihrem Witz genossen, Herr Chevalier.“

„Mein Witz dankt ab, wenn er Ihnen begegnet, Frau Marquise;“ um eine Antwort war Lambert nie

verlegen. „Die Bewunderung schließt ihm den losen Mund.“

„Was für schlimme Geschichten werden Sie meinem jungen Verwandten erzählt haben!“ entgegnete sie.

„Nicht doch, Frau Marquise, wir haben ein philosophisches Gespräch über die Geheimnisse des Daseins geführt.“

Marcel brannte der Boden unter den Füßen, er wollte auf Lambert zu stürzen und ihn vor den Augen der Marquise zur Rechenschaft fordern, aber er fühlte sich wie von unsichtbaren Banden gefesselt. War es die leichte, zarte Hand, die noch immer auf seiner Schulter lag?

Der Chevalier hatte der Dame eine tiefe Verneigung gemacht, und während die Marquise ihr Gesicht flüsternd zu Marcel herabbog: „Was ist denn geschehen?“ war er im Gewühl der Gäste verschwunden.

Marcel gab eine verwirrte Antwort, er verwünschte die zudringliche Freundschaft der schönen Frau, die nicht von seiner Seite wich und ihn hinderte, seinem Gegner zu folgen. Niemals hatte er die Zwiespältigkeit unseres Wesens lebhafter empfunden, als in dieser Stunde. Er ging eine Weile neben der Marquise einher, dann nahm er neben ihr auf einem Sopha Platz. Auf ihre Fragen

gab er einsilbig und ausweichend Bescheid, zuweilen sah er sie lächeln, wie über seine Thorheit. Und während er dieß Alles erlebte, schien sein Geist, wie seinem Körper entrückt an einem anderen Orte zu weilen. In Mariens Zimmer; sie saß in ihrem Lehnstuhl, das Feuer flackerte lustig im Kamin. Da lachte es, boshaft, unheimlich. Sie eilte an das Fenster und öffnete es. Unten steht der Chevalier und fordert Einlaß. Das Alles spielte sich deutlich, leibhaftig vor ihm ab. Was war Wirklichkeit, was Traum? Und wenn der freche Spötter Recht behielt? Wenn die treue Liebe einer munteren und schönen Schauspielerin in der That nur eine holde Einbildung seiner Jugend war? Dazwischen hörte er das Geräusch der Gäste, die sich zu entfernen anfingen, die verklingenden Töne der Musik.

„Sie träumen, Marcel," sagte jetzt die Marquise. „Und weder von hohen kriegerischen Ehren, noch von mir!"

„Ach, Frau Marquise, beklagen Sie mich! Ich komme mir wie ein Spielball in der Gewalt heimtückischer Mächte vor. Wie verworren ist das Leben! Dieß Paris, dieser Chevalier . . Mein Herz ist zerrissen."

„Sie sind ein Kind, Marcel! Ein Kind, das an einem Abgrund wandelt. Vergessen Sie nicht, was Sie mir vorhin gelobt, Treue und Gehorsam. Ver=

meiden Sie diese Marie Gaussin, die Ihre Unerfahrenheit benutzt . ."

Marie Gaussin vermeiden, aufgeben? Er wollte Etwas erwidern, da hatte ihn die Marquise verlassen.

Lachte es nicht wieder hinter ihm?

## Drittes Kapitel.

Vor dem Gebäude der Comédie française in der Straße des fossés — vor Zeiten lief hier ein alter Graben nach der Seite von St. Germain des Prés hin, daher der Name: die Gräben — drängte sich trotz des unfreundlichen Wetters die Menge. Hier riefen die Diener nach den Wagen ihrer Herrschaften, dort drüben waren die Stammgäste, die Zeitungsleser, Neuigkeitskrämer und Schwätzer im Café Procope von ihren Stühlen aufgesprungen, an die Fenster und vor die Thür geeilt und fragten: „Was giebt's? Brennt das Haus? Ist die Clairon verunglückt? Ist Herr von Voltaire im Theater?" So durcheinander ein wüstes, unverständliches Stimmengebrause, von denen, die aus dem Komödienhause kommen, von den Müßiggängern

der Gasse, die auf dem kleinen Platz zusammenströmen, stillstehen und sich zu einem Knäuel vereinigen, in dem Niemand sich mehr ungehindert bewegen kann, und jede einzelne Stimme von hundert andern übertönt wird. Das Alles auf schmutziger Straße, im Regenschauer, bei dem fahlen Licht einiger Oellampen, die vor dem Portal des Theaters und dem Kaffeehause brennen.

Zu denen, die in sichtlicher Aufregung und im lebhaften Widerstreit der Meinungen aus dem Hause eilten, gehörte der Vicomte. Rasch entschlossen wollte er sich durch das Gedränge Bahn machen, aber plötzlich glaubte er, nur wenige Schritte von sich entfernt die schmächtige Gestalt Lambert's auftauchen zu sehen — Lambert's, der nach seiner Ueberzeugung den peinlichen Vorfall im Theater herbeigeführt hatte. Mit einem Ruck stieß er die zunächst Stehenden aus seinem Wege und flog auf jenen zu. Es war eine Jagd nach einem Schatten. Der Chevalier war von der Stelle, auf der er noch eben gestanden, wie weggeblasen. Jetzt schien er hier, jetzt dort zu sein. Die Menge schloß sich immer dichter zusammen, die Wagen fuhren in einander, eine allgemeine Sperrung der Straße trat auf eine Weile ein. Jetzt geschoben, jetzt halb getragen, wurde Marcel von den Andern vorwärts getrieben;

als die Pferde vor einem der Wagen, stattliche feurige Thiere, anzogen und der Ruf: „Sie gehen durch! sie gehen durch!“ die erschreckte Menge dahinrasen ließ, gerieth er mit Vielen, eine dunkle Menschenwelle, in den Saal des Kaffeehauses. Wie es geschehen, er hätte es nicht erzählen können.

Ein eifriger Liebhaber des Theaters, war der junge Mann längst einigen andern ständigen Besuchern der Comédie française, so abgeschlossen und zurückgezogen er sich auch hielt, aufgefallen und obenhin bekannt geworden. Liebenswürdig von Natur, bescheiden in seinem Urtheil, von jenem aufrichtigen, weltunkundigen, ritterlichen Wesen, das für die vielerfahrenen adeligen und unadeligen Pflastertreter von Paris den leisen Duft des Landjunkerthums ausströmte, gefiel der Vicomte ihnen allen ausnehmend: es war leicht mit ihm zu verkehren, er beachtete niemals die Zeche, sondern bezahlte großmüthig für Alle, als wäre das selbstverständlich, ja sein Benehmen ließ die Hoffnung zu, daß seine Börse sich für einen guten Freund immer öffnen werde. Einer dieser Freunde von den Bänken des Parterre erkannte unter denen, die halb wider ihren Willen in den Saal gedrängt wurden, den Vicomte, rief ihm einen Gruß zu, bemächtigte sich seiner und verschaffte ihm in eifriger Höflichkeit einen Platz.

„Was ist geschehen, Herr Vicomte? Man sagt: die Vorstellung sei unterbrochen, eine Couliſſe sei umgestürzt und habe Mademoiselle Gauſſin erschlagen." Während so der Diensteifrige redete und dabei noch Gelegenheit fand, bei dem Kellner seine Bestellung für sich und den Vicomte zu machen, trocknete dieser die erhitzte Stirn, holte tief Athem und stützte den Kopf in die Hand.

„Also sie ist todt?" nahm der Andere das Wort wieder auf.

„Wer?" fuhr Marcel in die Höhe.

„Mademoiselle Gauſſin."

„Das wolle der Himmel nicht! Man hat Sie falsch berichtet. Ich war wie immer auf meinem Platz im Theater, ahnungslos des Sturmes, der ausbrechen sollte. Da hörte ich es um mich raunen und zischeln, eine Partei beabsichtige, Mademoiselle Gauſſin auszupochen. Ist das nicht schändlich? Dieß liebenswürdige Mädchen, diese vortreffliche Künstlerin! Eine Zierde der Bühne!"

„Ja wohl, Herr Vicomte! Irgend ein verschmähter Liebhaber" . .

„Sie sprechen meine Gedanken aus."

„Oder eine Nebenbuhlerin vom Hofe" . .

„Unmöglich! Könnte eine Frau so grausam und boshaft sein?“

„Warum nicht? Hinter den Coulissen erzählt man sich noch ganz andere Dinge von dem Hasse der Herzogin von Bouillon gegen die arme Adrienne Lecouvreur; alte, doch unvergessene Geschichten!“

Marcel schüttelte seufzend den Kopf und fuhr fort: „Genug! dieß Gezischel bereitete mich auf den kommenden Lärm vor; es versteht sich, daß ich entschlossen war, mit allen Kräften für die Angegriffene einzutreten. Dennoch gingen die ersten Scenen, in denen das Fräulein spielte, still vorüber. Erst im dritten Act erhob sich der Tumult. Gerade bei der rührendsten Stelle; glauben Sie mir, Mademoiselle Gaussin hat niemals ergreifender gespielt. Aber für die Barbaren giebt es keine Kunst; sie hassen Alles, was ihre rohen Herzen erheben und läutern will. Ganz oben im Paradiese beginnt der Sturm, es wird gezischt, gepfiffen, von der Galerie setzt sich der wilde Lärm nach den Logen, in das Parterre fort. „Das ist empörend, das ist niederträchtig!“ rufe ich, Andere stimmen mir bei, in einer Minute ist der ganze Saal in zwei feindliche Lager getheilt. Auf der einen Seite die Zischer, auf der andern die Klatschenden. Aber einige dieser Bösewichter haben Pfeifen mitgebracht und übertönen mit deren schrillem Klang

unsern Beifall. Zitternd, Thränen an den Wimpern, steht das arme Mädchen auf der Bühne: ein Bild leidender Unschuld, Wilde würde sie zum Mitleid gerührt haben! Ihre Feinde indeß scheint ihr Anblick nur noch mehr zu erbittern: hinunter! fort! hinunter! brüllen sie. Wir verdoppeln unsern Beifall, da fliegt ein großer Blumenstrauß aus einer der Logen auf die Bühne, gerade vor die Füße des Fräuleins. Bravo, rufen wir, über diesen unerwarteten Zwischenfall erfreut, und glauben den Sieg schon in den Händen zu haben. Die Zischenden verstummen, die Schauspielerin hebt den Strauß auf . . ein heiseres Lachen erschallt, sie erbleicht, fällt in Ohnmacht . . sie muß von der Scene getragen werden."

„Welch' ein Vorfall! Und weiter" . .

„Die Schauspieler weigern sich, die Vorstellung fortzusetzen; sie sind mit Recht über die Behandlung empört, welche ihre gefeierte Collegin so unverschuldet erfahren hat. Die Zuschauer ihrerseits sind viel zu aufgeregt und erbittert über die muthwillige Störung, um noch Muße und Genuß für den Fortgang des Stücks zu haben. Alle brechen auf, man fragt sich: wer hat dieß angestiftet?"

„Ja, wer hat dieß angestiftet?" meinte der Andere und rieb sich die Nase.

„O, ich weiß es!“ brach Marcel ungestüm aus. Seine Selbstbeherrschung verließ ihn. Mit einer gewissen Ruhe, an sich haltend hatte er die Begebenheit erzählt, aber in seiner Schilderung war ihm das Bild derselben noch einmal in all seiner Häßlichkeit aufgegangen, die Pein seines Herzens hatte sich wieder erneut, der Ausdruck des tiefsten Hasses entstellte sein edles, stilles Gesicht, als er jetzt rief:

„Ich kenne den Elenden! Meine Schuld ist, was heute geschehen! Längst hätte ich ihn zum Zweikampf zwingen sollen!“

An ihm hatte es indeß nicht gelegen, daß der Chevalier de Lambert noch unangefochten, lustiger Dinge, in Paris umherwandelte. Vergebens hatte sich Marcel nach jenem Zusammentreffen bemüht, ihn in der großen Stadt aufzufinden. Die Marquise getraute er sich nicht nach der Wohnung des Chevalier zu fragen, und die Diener im Hôtel Noailles, an die er sich wandte, wußten ihm keine genaue Auskunft zu geben. Dort, wo ihn Marcel aufsuchte, war er nicht, wurde er von Niemand gekannt. Weder in den Straßen noch in den Gärten, weder in den Theatern noch in Gesellschaften begegnete der Vicomte seinem Gegner, er schien unsichtbar geworden zu sein. Bei größerer Gemüthsruhe und gereifterer Lebenserfahrung hätte sich Marcel sagen

müssen, daß in dem Allen nichts Wunderbares liege. Seiner eigenen Aeußerung nach war der Chevalier erst vor kurzem aus seiner Garnison nach der Hauptstadt gekommen, vermuthlich um seinen Vetter sterben zu sehen, ihn zu bestatten und zu beerben: er wohnte vielleicht in einem Gasthause, vielleicht bei einem Freunde. Unter diesen hundert- und aber hunderttausend Menschen einen einzelnen, einen Junggesellen, ohne Anhang, ohne große Dienerschaft zu finden, war dieß etwas Anderes, als die Aufgabe im Märchen: in einem Haufen Heu eine Stecknadel zu suchen? Leider besaß Marcel nicht die kühle, philosophische Ueberlegung, um die Dinge in diesem Lichte zu betrachten. Seine Phantasie, einmal erregt und in die Sphäre des Wunderlichen und Seltsamen getrieben, konnte sich nicht so leicht wieder aus diesem Zauberkreise entfernen. Unwillkürlich sah er die Menschen und Begebenheiten nicht mehr in der wirklichen, sondern in phantastischer Beleuchtung. Eine ihm selbst unerklärliche Befangenheit hatte ihn bisher zurückgehalten, Marien sein Abenteuer mit dem Chevalier in allen Einzelheiten zu erzählen, nur flüchtig hatte er des Zusammentreffens mit ihm erwähnt, hoffend, daß ihre Neugierde ihn zu weiteren Geständnissen treiben werde. Aber ihr erschien die Erinnerung an François Lambert, an das gespenstische Lachen peinlich

und unheimlich. Ein dunkles Erröthen flog bei seinen Worten über ihr Gesicht — „Schweigen Sie, Marcel“, bat sie, „ich will nicht mehr an diese unglückliche Geschichte gemahnt sein, sie hat mich Thränen genug gekostet!“ Diese Thränen — sie fielen schwer auf des Jünglings Seele. Sie beweint ihn, sie hat ihn also geliebt: dieß war der Schluß seiner Eifersucht. Die Warnungen der Marquise, die frechen Aeußerungen des Chevalier, die Selbstanklage Mariens und eine gewisse, leichtfertige Weise des Betragens, die er plötzlich bei der Geliebten zu bemerken anfing — oder war es nur eine Vorspiegelung seiner Eigenliebe, die sich gekränkt fühlte, daß er nicht der erste und einzige Freund der schönen Schauspielerin sei? — Alles trug dazu bei, den rosigen Schimmer von seiner Liebe zu streifen. Ein Schmetterling, der seinen Schmelz verliert! Warum habe ich meine Waldeinsamkeit verlassen? klagte er schwermüthig. Wie traurig muß der Verlauf des Lebens sein, wenn mir gleich der Eintritt in dasselbe solche Schmerzen, solche traurige Erfahrungen bereitet! Lohnt es sich, in der wilden Jagd nach dem Glück von Enttäuschung zu Enttäuschung zu eilen? Viel besser, ich flüchte mich gleich wieder in die Stille und Verschollenheit! Es ist klar, daß dieser Trübsinn mühelos von seiner Stirn und aus seinem Herzen

durch das Lächeln und die Scherze Mariens hinweggescheucht wurde; es genügte, daß sie mitten in ihrem Spiel einen Blick nach dem Platze, auf dem er saß, richtete, um ihn glücklich zu machen; aber es hatte sich doch in diesen sechs Tagen, die seit dem Feste der Marquise verflossen waren, ein Unsichtbares, schwer zu Enträthselndes zwischen Beide geschoben, Jeder hatte vor dem Andern ein Geheimniß und, was noch schlimmer war, konnte es ihm nicht ohne Beschämung mehr bekennen. Nach dieser oder jener Seite mußte das Ereigniß des heutigen Abends eine Entscheidung herbeiführen; es war mit diese dunkle Ahnung, welche Marcel's Blut stürmischer an die Schläfen klopfen ließ.

Er kennt den Anstifter und will ihn zum Zweikampf fordern! Der Theaterfreund, der Marcel gegenüber saß, spitzte die Ohren. Und Andere mit ihm, die an denselben Tisch gedrängt worden waren und nun neugierig forschende Blicke auf den Sprecher warfen. Im Stillen verwünschte Marcel seine Heftigkeit, die ihn zu einem Gegenstand der Aufmerksamkeit für so viele müßige Schwätzer gemacht und ihn beinahe sein Geheimniß hätte verrathen lassen.

„Ein Mann wäre solcher Bosheit fähig!“ „Wer mag es nur sein, was hat ihn zu einem so unwürdigen Streich bewogen?“ „Ich denke doch, eine Frau steckt

dahinter.“ „Wenn die Blumen nur nicht vergiftet waren!“ So durcheinander liefen nun Meinungen und Ansichten.

„Nein, nein!“ mischte sich ein neuer Ankömmling in die erregte Unterhaltung. „Ich weiß Alles; eine der Frauen in den Ankleidezimmern der Schauspielerinnen hat mir Alles erzählt. Es geht dem Fräulein besser; man hat einen Wagen geholt, sie wird hier vorüber nach Hause fahren.“

Marcel hatte sich schon erhoben, um nach dem Ausgange zu eilen.

„Und mit den Blumen? Was war es damit?“

„Ach! Es steckte ein Medaillon in dem Strauß, mit dem Bildniß des Fräuleins“ . .

„Und darüber fiel sie in Ohnmacht?“

„Warum nicht? Vielleicht schickte es ihr ein Liebhaber auf diesem Wege zurück!“

Ein Liebhaber — Marcel wußte es besser. Es war das Medaillon, das ihm der Chevalier gezeigt, das ehemals François Lambert besessen . . Mußte eine solche Erinnerung an den Todten Marie nicht aufs tiefste erschüttert haben? Und wenn er noch einen Zweifel gehegt, jetzt war er zerstoben. Nur der Chevalier hatte diesen Blumenstrauß auf die Bühne geworfen. In Sturmschritten hatte er die Thür erreicht

und stand auf der Gasse. Dießmal hatte der Theaterfreund allein, mit langem Gesicht und verdrießlicher Laune, die Kosten zu tragen. Auf dem Platze zwischen dem Theater und dem Kaffeehause wimmelte es noch von Menschen und Fuhrwerk, nur mit Mühe gelang es den Stadtwächtern und der Scharwache, den Wagen einen Durchgang zu verschaffen. Als Marcel über die Schwelle des Café Procope ging, kam eine Carrosse daher, mit zwei fackeltragenden Dienern auf dem Stehbrett.

„Platz! Platz!" hieß es. „Das ist der Wagen der Mademoiselle Gaussin!" Bei der Nennung dieses Namens brach die Menge in ein lautes Beifallsgeschrei und in Hochrufe, die nicht enden wollten, aus. Die Einen klatschten mit den Händen, Andere schwenkten die Hüte. Mit beiden Armen arbeitete sich Marcel durch die Gaffer, um wo möglich einen Blick von der Geliebten zu erhaschen. Aber ehe er in die Nähe ihres Wagens gelangte, erkannte er in dem einen der Fackelträger den Chevalier. Marcel traute seinen Augen nicht — es ist eine Täuschung, sagte er sich. Und doch, es war dieselbe schlanke, schmächtige, feingliedrige Gestalt, so bewegte der Chevalier den Kopf, so erhob er sich auf den Zehen, so . . Da war der Wagen in die Seitengasse eingebogen, nur der Lichtschein der

Fackeln war noch von der rasch entschwundenen Erscheinung sichtbar. Wie versteinert stand der Jüngling; es war ihm, als müsse er sich auf sich selbst zurückbesinnen. Zeit zur Ueberlegung und Sammlung sollte er indessen an diesem Abend nicht mehr finden. Die lodernden Fackeln, das wilde Geschrei hatten die Pferde eines anderen Wagens scheu gemacht, sie drohten durchzugehen; Marcel, in die vorderste Reihe gedrängt, warf sich ihnen entgegen, und mit Hilfe des Kutschers und einiger anderen Leute gelang es ihm, sie zu beruhigen. Darüber hatte die Dame, die im Wagen saß, angstvoll ihren Kopf aus dem Fenster gesteckt: es war die Marquise. Was konnte Marcel thun? Wie mächtig auch alle Triebe seines Herzens, Liebe und Eifersucht ihn Marien nachzogen, er konnte sich der Bitte der Marquise nicht entziehen, einzusteigen und sie, die in Todesängsten war, nach Hause zu begleiten.

Welch' ein Zusammensein! In dem engen dunklen Raum eines Wagens! Vor Furcht, um Nichts sehen zu müssen, hatte die Marquise auch die Gardine des Fensters herabgelassen. Sie war in noch größerer Aufregung als Marcel; wiederholt nannte sie ihn ihren Beschützer, ihren Lebensretter. Vergebens lehnte er jeden Dank ab; ihre Hand zitterte in der seinen, ihr Kopf ruhte an seiner Schulter. Konnte er sie von sich

stoßen? Und doch war es ihm, als ob jede Berührung ein Verrath, eine Untreue gegen Marie sei. Gegen Marie, die jetzt vielleicht mit dem Chevalier gerade so sprach, wie die Marquise mit ihm! Blindwaltendes Schicksal, du wirfst uns durcheinander, wie ein Kind die bunten Steinchen, mit denen es spielt! Dieses und jenes Gespräch wollte Marcel beginnen, um die schwüle Stille, in der nur das laute Schlagen seines Herzens und die heftigen Athemzüge der Marquise vernehmbar wurden, zu unterbrechen, aber die leidenschaftlich bewegte Frau ließ es nicht dazu kommen. Nur in abgerissenen Worten machte sich ihr Haß gegen Marie Luft; sie fühlte, daß deren Schatten sogar ihr Eintrag thue, daß jene noch in der Ferne mächtiger sei, als ihre Nähe. So viel er konnte, suchte Marcel die Geliebte zu vertheidigen, zuletzt schwieg er ganz, seine Rede erzürnte die Marquise mehr und mehr.

„Du liebst sie!" rief sie zwischen Schmerz und Wuth, mit schluchzender Stimme, „aber ich will diese Liebe aus Deinem Herzen reißen! Mir sollst Du gehören, mir allein!"

„Marquise!" Erschrocken fuhr Marcel zurück. Aber es war schon zu spät, sie bedeckte sein Gesicht mit ihren Küssen.

Da hielt der Wagen, sie waren vor dem Hôtel

Noailles. Diener sprangen herbei, den Schlag zu öffnen. In seiner Befangenheit meinte Marcel, Jeder müsse in seinem Gesicht seine Schuld lesen. Schneller hatte sich die Marquise gesammelt, sie war ganz die vornehme, selbstbewußte Dame. Marcel geleitete sie bis an den Fuß der Treppe; dort nahm er Abschied, unter dem Vorwand, daß er mit seinen beschmutzten Kleidern und Schuhen nicht in ihre Gemächer passe. Sie lachte zwar darüber, allein sie wagte es nicht, ihn mit einer Bitte festzuhalten. Während ein Diener mit silbernem Armleuchter ihr die Stufen hinaufleuchtete, schied Marcel; bis die hohe Thür des Portals sich hinter ihm geschlossen, glaubte er sich von dem brennenden Blick der Marquise verfolgt.

Einmal auf der Straße war es ihm, als sei er einer großen Gefahr entronnen. Er freute sich des dichten Nebels, der langsam niederging: ein grauer Schleier, der ihn einhüllte; eine nasse Decke, die seine erhitzten Wangen kühlte. Ohne Wahl und ohne Ziel, so weit es sich um einen freien und klaren Entschluß seines Willens handelte, ging er vorwärts. Wie so oft im Thun und Lassen des Menschen, war indessen auch bei Marcel das Unbewußte, das sicher Führende in unserer Brust, an die Stelle der bewußten Ueberlegung getreten. Nicht nur über die Narren und die

Kinder, wie das Sprichwort behauptet, auch über die Liebenden wacht ein Gott. Geraden Wegs eilte der Vicomte zur Wohnung Mariens. So unaufhaltsam und unwillkürlich war diese Bewegung, daß er in der Nähe des Hauses, wie erstaunt, sich hier zu finden, den raschen Schritt hemmte. Was beginnen? fragte er sich. Er schaute hinauf, die Fenster waren dunkel. Aber konnte ihn dieser Umstand hindern, sich bei Mariens Dienerin nach ihrem Befinden zu erkundigen, wie sie aus dem Theater zurückgekehrt, ob sie schlafe? Und doch war ein Vorgefühl in ihm, das ihn zaudern ließ.

„Guten Abend, mein Herr Vicomte von Montjoye!“ sagte eine scharfe Stimme. „Oder lieber, gute Nacht! Denn wir dürften nicht mehr weit von der Gespensterstunde entfernt sein.“

Aus dem Nebel auftauchend stand der Chevalier, von dem Licht einer Straßenlaterne getroffen, an der Seite Marcel's. Der Anblick des verhaßten Mannes riß den Jüngling aus allen Träumereien und unklaren Empfindungen. Jetzt oder nie! Lässest du ihn dir wieder entweichen, so findest du niemals Gelegenheit, Rache zu nehmen! war sein einziger Gedanke.

„Es ist eine Glücksstunde, Herr Chevalier“, entgegnete er, „da ich Sie treffe. Sie haben dieß mit

den Gespenstern gemein, beim Hahnenschrei und vor einem blanken Degen zu entfliehen."

„Was das Letzte betrifft, werde ich die Ehre haben, den Herrn Vicomte vom Gegentheil zu überzeugen, sobald es ihm beliebt."

„Sie scherzen, Herr Chevalier! Sie machten mir schon im Hause der Frau Marquise von Noailles dieß Anerbieten, aber Sie zogen es vor, nach dem Versprechen unsichtbar zu werden."

„Sie haben mich gesucht? Ich bedaure tausendmal. Für künftige Fälle, ich wohne am Königsplatz, in dem Hause zum goldenen Herzen."

„Ich danke! aber könnten wir nicht gleich hier das Nöthige verabreden?"

„Vor den Fenstern der Mademoiselle Gaussin? Warum nicht? Sie ist ja doch wohl die einzige Ursache Ihres Grolles gegen meinen armen Vetter?"

„Sie irren sich. Ich hatte mit Ihrem Vetter keinen Streit auszufechten. Es gilt Ihnen, mein Herr, nur Ihnen!"

„Um so besser. Man schlägt sich noch einmal so gut, wenn es sich um die eigene Ehre handelt. Wegen der Schulden eines Vetters — Sie begreifen, daß man es damit nicht allzu eilig und allzu genau nimmt."

„Wohl, wohl! Nicht so viel höfliche Worte, Herr

Chevalier! Zur That! Wann treffe ich Sie?“

„In drei Tagen, um zwölf Uhr Mittags. Es ist die einzige Stunde in diesem Nebelwetter, in der man die Knöpfe auf dem Rock seines Gegners deutlich sehen kann.“

„Gut. Und wo wollen wir uns treffen?“

„Kennen Sie das rothe Haus in Chaillot? Ein lustiges Wirthshaus, fünfzig Schritte davon liegt ein kleines Gehölz, Tannen und Eichen . .“

„Ich kenne es und werde die Stunde nicht verfehlen.“

„Die Wahl der Waffen steht Ihnen zu, Herr Vicomte.“

„Der Degen denn.“

„Einverstanden! Wünschen Sie die Gegenwart von Zeugen?“

„Ich werde einen Freund mitbringen.“

„Fertig also! Auf Ehrenwort! Für das Weitere sorgt die Zukunft. Und da ich nun Ihrer Empfindlichkeit genug gethan, darf ich nach der Ursache Ihrer Abneigung fragen? Ist Ihnen meine Nase zu lang?“

„Sie sind ein Schwätzer, ein Geck!“ brauste Marcel auf. „Genügt Ihnen das? Aber nein, ich will Ihnen die Wahrheit sagen! Sie haben heut Abend das edelste, das schönste und beste Mädchen in Frankreich

verhöhnt, beleidigt, bis auf den Tod gekränkt; Mademoiselle Gaussin . ."

Der Chevalier lachte sein gellendes, höhnisches Lachen. „Ich?"

„Ich halte Sie für den Veranstalter des schändlichen Vorfalls im Theater, Sie haben . ."

„Ich habe . . O junger Mensch! Ihre Einfalt hat etwas Rührendes, aber vergessen Sie nie, daß hienieden die Unschuld schlimmere Folgen nach sich zieht, als die Sünde. Sie wollen wie die Heiligen der alten Zeit zwischen zwei Scheiterhaufen hindurch gehen? Daß die Flammen Sie nicht ergreifen! Was habe ich gethan? Ich habe in einem Blumenstrauß dem Fräulein das Medaillonbild wieder zugestellt, wie ich es meinem sterbenden Vetter versprochen."

„Sie mußten wissen, welch' schrecklichen Eindruck dieß auf die Dame hervorbringen würde . . ."

„Freilich, sie hätte klüger gethan, mich in ihrer Wohnung anzuhören. Warum verweigerte sie es mir? So oder so, ich mußte mich dieses Bildes entledigen Uebrigens habe ich vor einer halben Stunde Mademoiselle Gaussin um Verzeihung wegen des Schreckens gebeten, den ich ihr verursacht."

„Sie waren bei ihr?"

„Da der Vicomte von Montjoye, der den Vorrang

hat, nicht zum Dienst bei seiner Dame war, so durfte der Chevalier de Lambert eintreten. Es ist wie beim Kartenspiel, jetzt liegt der König oben, jetzt der Bube. Da Alles rollt, rollen wir auch."

Im Nebel ging er davon. „Auf Wiedersehen in Chaillot!" hörte ihn Marcel noch aus der Finsterniß heraus sagen, in der nächsten Secunde hatte sie ihn gleichsam verschlungen.

Noch lange stand Marcel an einen Straßenpfeiler gelehnt, zu den dunklen Fenstern der Geliebten hinaufblickend. Er war dort oben gewesen, der Verhaßte! Die Empfindung überkam ihn, daß auf Erden Alles Wechsel und Dunst, Traum und Lüge sei. Und wenn er dann wieder der Marquise gedachte, fühlte er die Röthe der Scham auf seine Stirn steigen, und der tiefe Widerspruch des Lebens zerriß sein junges Herz.

---

## Viertes Kapitel.

Ein erster Zweikampf hat eine unleugbare Aehnlichkeit mit einer ersten Liebe. In dem einen wie in der andern herrscht das Ahnungsvolle, Seltsame, Wunderbare vor. In Hoffnung und Bangigkeit zugleich schlägt das Herz dem Ungewissen entgegen. Das Leben auf einer Degenspitze schwankend, das ganze Sein in eine einzige Empfindung aufgelöst, eine Vorstellung die andere verjagend, und doch alle nicht im Stande, das Unnennbare vollkommen auszudrücken, das in diesen Worten: ein erster Kampf, eine erste Liebe liegt! Marcel nun war in einer gehobenen Stimmung, er hoffte sich mit einem Stoß von einem widerwärtigen Nebenbuhler zu befreien und ruhmbedeckt in die Garde des Königs zu treten. Seiner Neigung zur träumeri=

schen Melancholie hielt in diesem Falle der Ernst der Wirklichkeit das Gleichgewicht. Von dem Bekannten, der ihm bei dem bevorstehenden Kampfe zum Zeugen dienen wollte, hatte er erfahren, daß der Chevalier sich längst als geübter Fechter und verwegener Raufbold einen gefürchteten Namen gemacht. Um so größer wird die Ehre sein, ihn besiegt zu haben, meinte der Vicomte, aber der Andere warnte ihn, seinem Glück und seiner Uebung nicht all zu leichtsinnig zu vertrauen, in der Hitze des Kampfes sei schon Manchem der halb gewonnene Sieg wieder aus den Händen entschlüpft.

Wiederholt hatte Marcel in diesen zwei Tagen bei Marien vorgesprochen, doch sah er sie nur ein einziges Mal und auch da nur wenige Minuten. Die Dienerin that sehr besorgt, und der Arzt hatte die größte Schonung empfohlen. Marcel fand die Geliebte blaß und verstört, ängstlich umherblickend, all' ihr frühere Munterkeit hatte sie verloren. Es war ihm, als hörte sie kaum auf seine Worte oder verstände doch deren Sinn nicht, als betrachte sie ihn mit jenen schmerzlichen Blicken, die auf immer von einem geliebten Wesen Abschied nehmen. War es eine Folge ihrer Schwäche und tiefen Erschütterung? Hatte sie eine geheime Kunde von dem verabredeten Duell erhalten?

Marcel suchte Alles zu vermeiden, was ihre Gedanken auf den Vorfall im Theater lenken, was ihr den Verdacht erregen konnte, daß er mit dem Chevalier zusammengerathen. Unter den Bäumen von Chaillot wird sich Alles entscheiden, damit tröstete er sich. Indem er den Chevalier verwundet und besiegt in seine Garnison zurückschickte, würde er auch alles Unheimliche aus dem Leben der Geliebten entfernen, nie wieder würde sich dann das unheimliche, gespenstische Lachen hören lassen.

Eine geraume Weile vor der Stunde, die er mit seinem Gegner verabredet hatte, war darum Marcel mit seinem Zeugen bei dem rothen Hause in Chaillot. Je näher die Entscheidung rückte, desto höher stieg seine Ungeduld. Seit einiger Zeit hatte das kleine, freundlich gelegene Dorf mit seinem alten Kloster, seinen Gärten und Bäumen, und noch mehr das Wirthshaus einen gewissen Ruf in der vornehmen Gesellschaft erlangt; man aß und trank vortrefflich in behaglich eingerichteten Zimmern und, was das Beste war, fühlte sich vor Lauschern und Spähern sicher. Ein kluger Mann, wußte der Wirth stets den Finger auf den Mund zu halten und das Vertrauen seiner Gäste, männlicher wie weiblicher, zu rechtfertigen. Denn nicht nur pflegten die Damen des Hofes hier oft kleine Pick-

nicks unter einander zu veranstalten; auch Liebespaare, die in der Stadt Verrath und Entdeckung befürchteten, gaben sich im rothen Hause — die grellroth gestrichenen Schindeln seines hohen, spitzen Daches zeichneten es vor allen andern Gebäuden des Dorfes aus und machten es schon aus der Ferne kenntlich — ein froh beglücktes Stelldichein. Das Alles erzählte der Freund während der Fahrt dem Vicomte, der ihm nur ein halbes Ohr schenkte und unverwandt nach dem Gehölz schaute, das sich jenseit des Dorfes dunkel abzeichnete.

Der Tag war nicht unfreundlich, herbstlich, doch ohne Sturm und Regen, zuweilen brach ein Sonnenblick durch die graue Wolkendecke. Während der Wagen mit dem alten Diener vor dem Gasthause hielt, gingen die beiden jungen Leute über das Feld, welches den kleinen Garten des Hauses begrenzte und das Dorf von dem Walde trennte. Ehemals war der Wald größer, dichter und umfangreicher gewesen, die Könige von Frankreich hatten darin gejagt. Dann war mehr als die Hälfte abgeschlagen worden, man hatte den Boden in Weide- und Ackerland umgeschaffen, nur ein mäßiges Gehölz, auf beiden Seiten von Waldblößen eingeschlossen, war aufrecht geblieben, jetzt ein beliebter Spaziergang der Pariser, ein Tummelplatz für Reifen- und Ballspieler an den Festtagen, und nebenbei von

denen, die einen Ehrenhandel auszukämpfen hatten, gern zum Schauplatz gewählt. Ein stiller, verschwiegener Ort, den die Scharwache und die Diener des Polizeilieutenants von Paris immer nur dann betraten, wann sie die Gewißheit hatten, Niemand darin zu finden, der sich gegen die Duellgesetze vergangen. Sinnend wandelte Marcel unter den entlaubten Bäumen auf und nieder, der Freund plauderte von gleichgiltigen Dingen. Die Erwarteten kamen noch immer nicht.

Trotz der Mäntel, die sie umgenommen, fing die Rauhheit der Luft an, sich bemerklich zu machen. „Statt im Freien," sagte Marcel's Begleiter, „thäten wir besser, im Hause zu verweilen; Hand und Fuß erstarren, und Sie werden nachher die Gelenkigkeit beider gebrauchen."

„Unverwortlich von dem Chevalier, sich so lange erwarten zu lassen! Will er sein Narrenspiel noch weiter treiben?" zürnte der Vicomte.

Aber zu ändern war da Nichts, sie gingen wieder auf das Haus zu. Ein matter Sonnenschein überflog das Feld, die Dorfstraße und gab den rothen Schindeln des Daches noch eine hellere Färbung. Dienstfertig, sein Sammetkäppchen in der Hand, empfing sie der Wirth auf der Schwelle und geleitete sie in eins der Gemächer im Erdgeschoß. Um Marcel hätte die

Welt versinken können: vor dem Auge seiner Seele stand einzig der Chevalier; aber seinem Freunde war es, als eilte, beim Oeffnen der Hausthür, eine Gestalt die dunkle Stiege hinauf — eine Gestalt, die ihm — es ging ihm so durch den Sinn — nicht zu den Bewohnern des Hauses zu gehören schien.

„Warum führt Ihr uns nicht oben hinauf, Meister Jacques? Wir sind gute Edelleute und können zahlen.“

„O, Herr Marquis! Welche Worte! Ihr unterwürfiger Diener! Ich glaubte nur . .“

„Was? Offen heraus mit der Sprache!“

Marcel war schon längst in das Gemach getreten und schaute durch die trüben Scheiben des kleinen Fensters auf die Straße; von dort mußte der Chevalier kommen.

„Dachte, die Herren haben es eilig“ — und der Wirth rieb sich das linke Ohrläppchen. „Haben ein Geschäft dort unter den Bäumen!“

„Bursche, wenn Du plaudern solltest! Hat man Dir Etwas verrathen?“

„Ich bin stumm wie ein Trappist.“

„Aber über uns poltert und lärmt es, was geht da vor?“

„Die Diener richten eine Tafel an, eine lustige Gesellschaft hat sich angesagt.“

„Mit Damen?“

„Ich bin Meister Jacques, und dieß ist das rothe Haus —“ und ehe es sich der Frager versah, war ihm der Wirth, wahrscheinlich nach der Küche, entschlüpft.

„Das ist ein verdrießlicher Handel!“ Damit trat der Freund zu Marcel. „Wir werden Zeugen haben“ — und er berichtete ihm, was er so eben von dem Wirth gehört.

„Ich behaupte, daß dieß wieder ein boshafter Streich des Chevalier ist,“ rief der Vicomte. „Er fürchtet sich und sucht alle möglichen Ausflüchte . .“

„Da kommen Reiter, ein Wagen . .“

„Er ist es! Hinaus! Lassen Sie mich allen meinen Groll ihm ins Antlitz schleudern.“

„Ruhe, Herr Vicomte! Sie haben mir die Ehre erwiesen, mich zu Ihrem Zeugen zu wählen, vertrauen Sie mir nun auch. Entweder ist hier ein Mißverständniß oder . . Genug, ich eile ihnen entgegen.“

Und um ein Mißverständniß schien es sich in der That zu handeln, wenn man aus dem Inhalt des Wagens einen Schluß ziehen durfte. Langsam näherte er sich dem Hause, die Reiter waren von der Straße

abgebogen und ritten dem Gehölze zu. Auf dem Deck des Wagens standen Flaschenkörbe; andere Körbe, die mit Tüchern wohl verhüllt waren, mochten Speisen enthalten, Leckerbissen zu einem schwelgerischen Mahl, die in Chaillot nicht so leicht zu schaffen waren. Entrüstet wandte sich Marcel vom Fenster ab, er ballte die Hände. Nichts hätte die Ueberzeugung in ihm erschüttern können, daß Lambert diesen neuen Fastnachtsscherz veranstaltet habe, um ihn zu verhöhnen. Mit raschem Entschluß wollte er aus der Thür stürzen, als diese sich leise öffnete, und eine Frauengestalt ihm den Ausgang versperrte. Sie hatte die schwarze Kapuze und die Seidenmaske, die bisher ihr Gesicht verborgen, abgeworfen . .

„Marie!"

„Marcel!"

Da Marie schwarz gekleidet war, fiel die Blässe und feine Durchsichtigkeit ihres Gesichts noch mehr auf.

„Sie hier, Marie! Warum haben Sie bei Ihrem Leiden Ihr Haus verlassen? An diesem rauhen Herbsttage! Setzen Sie sich doch, Sie zittern ja!"

„Wenn Sie mir versprechen, mich nicht zu verlassen, Marcel! Machen Sie keine unwillige Bewegung, zürnen Sie mir nicht! Es ist die Liebe, die Besorgniß für Sie, die mich hierher getrieben. Ein Unstern

verfolgt uns, meine Liebe bringt Ihnen Unheil und Verderben . ."

„Sie reden im Fieber, Marie! Sagen Sie mir nur das Eine, wie haben Sie mich hier aufgefunden?"

„Ich erhielt am heutigen Morgen ein freches Schreiben von jenem Chevalier Lambert — ist er ein Lebendiger oder nur eine Ausgeburt meiner Phantasie? . ."

„Noch lebt er, aber das Licht der nächsten Stunde soll er nicht mehr sehen!"

„Sie wollen sich mit ihm schlagen? O meine Ahnung! Er lud mich zu einem Feste ein, das er hier am Nachmittag seinen Freunden zu geben gedenke . ."

„Und Sie kamen! Marie, warum haben Sie mir das gethan?"

„Undankbarer! Ich kam, weil ich hinter seinen Worten ein Geheimniß vermuthete, in das Sie verwickelt schienen. Hat mir die Stimme des Herzens falsch gerathen?"

„Nein, nein!" Sie saß auf einem der harten Holzschemel des niedrigen Raumes, der als allgemeine Gaststube diente, während die erlesenere Gesellschaft im oberen Geschoß sich aufzuhalten pflegte; Marcel war vor ihr niedergekniet und drückte ihre Hände an sein Herz. „Ich liebe, ich bewundere Sie, Marie! Aber

Sie dürfen nicht einen Augenblick länger an diesem Orte verweilen, der Elende soll Sie nicht sehen ..".

„Ich gehe, wenn Sie mir versprechen, daß dieser Zweikampf nicht stattfinden wird."

„Unmöglich!"

„Sollen Sie durch meine Schuld sterben? Meine tolle Liebe hat diesen Streit veranlaßt, was wußten Sie vorher von dem Chevalier Lambert, was er von Ihnen? Daß wir uns lieben, die boshaften Götter wollen es nicht! O, Marcel, uns wäre besser, wir hätten uns nie gesehen!"

„Marie!"

„Nein, es ist eine Lästerung!" Und sie fiel ihm um den Hals. „Wir sind einige Tage glücklich gewesen, ganz glücklich, ohne Eifersucht, ohne Unruhe, weltverloren! Laß es genug sein, ehe der Becher überschwillt! Die Marquise liebt Dich, Du hast sie verstoßen, dafür wird sie Dich und mich ihrer eifersüchtigen Rache aufopfern, dieser Lambert ist nur ihr Werkzeug .."

„Komm von hinnen aus dieser eiteln, neidischen, bösen Welt! Ich bin nicht für sie geboren, ich passe nicht in ihren Tumult und ihre Ränke, ich nehme Dich mit mir fort .."

„Aber das ist ein Traum! Ein närrischer Traum!

Der Vicomte von Montjoye und die arme Schauspielerin Gaussin können sich hienieden nicht dauernd angehören. Gesetze und Sitten verbieten es. Muß ich klug für Sie sein, Marcel? Längst wird Ihr Vater die ebenbürtige Gemahlin für Sie gefunden haben . ."

„Nie! Nie! Er komme und entreiße Dich meinen Armen!"

„Und Du wirst Dich doch bezwingen müssen," flüsterte sie unter Thränen.

Da erscholl Lambert's spöttisches kurzes Gelächter, sie hatten das Aufgehen der Thür überhört.

„Tragt den Wein nach oben", rief er den Kopf nach der Hausflur zurückwendend den Dienern zu. „Alles in Ordnung!" Erst dann nahte er sich den Liebenden. „Mademoiselle Gaussin, ich heiße Sie willkommen! Ich war sonst stolz auf die Schnelligkeit meines Pferdes, aber die Tauben der Venus, die Sie hergeführt, haben den Vorsprung vor mir gewonnen. Herr Vicomte von Montjoye, Entschuldigung, wenn ich Sie habe warten lassen. Ich kam mit einem Bagagewagen. Reichen wir uns die Hände, Vicomte; Mademoiselle, segnen Sie diesen Bund! Setzen wir uns zu Tische!"

Er sprach das Alles mit einer solchen Geschwindigkeit, einer so selbstgewissen überlegenen Eitelkeit, daß

Marcel in seiner Betroffenheit ihn nicht zu unterbrechen vermochte. Und als hätten sie das Wunderliche und Lächerliche dieses Vorgangs noch erhöhen wollen, ließen die lustigen Gesellen oben die Gläser klingen und huben ein Lied zu singen an, eine Einladung zum fröhlichen Gelage für die Zögernden.

Das war zu viel für Marcel. „Unverschämter Possenreißer,“ rief er in überschäumendem Zorn, und die Maske Mariens, die auf dem Boden lag, aufraffend, warf er sie dem Chevalier ins Gesicht.

Im Nu hatten jetzt Beide die Degen in den Händen. Vergebens versuchte Marie sie zu trennen. Mit der Rechten sich gegen die wüthenden Angriffe Lambert's vertheidigend, drängte sie Marcel mit dem linken Arm zur Thür hinaus.

„Zu Hilfe! Zu Hilfe!“ schrie sie händeringend. Ihre Füße trugen sie nicht mehr, an der Treppe sank sie nieder, ein Schauer überfiel sie und raubte ihr die Besinnung.

Wild und wüst ging es in dem Gemache her. Schemel und Tische stürzten um; es dauerte eine Zeit, ehe die Kämpfenden einen festen Stand gefunden hatten, sich auszulegen und zurückzuweichen. Schon bluteten sie aus verschiedenen kleinen Wunden, die sie sich in der ersten Wuth zugefügt. Erst jetzt, wo sie allein im

Zimmer waren, begann der regelmäßige Kampf. Bei dem Geklirr der Degen war die Gesellschaft — die Freunde Lambert's, der Zeuge Marcel's, welche diesen Ausgang nicht befürchtet hatten — die Stiege hinabgeeilt und bildete im halbdunkeln Gange eine ebenso erschreckte wie aufmerksame Zuschauerschaar. Durch die Scheiben des Gemachs fiel der Mittagssonnenschein, und der mattgelbe Streifen, den er auf die Dielen des Fußbodens abzeichnete, trennte die Fechtenden wie eine Schranke von einander. Noch hatte keiner einen Vortheil über den andern errungen, Marcel's jugendliche Kraft und Kühnheit kämpfte mit der Kunst und Uebung des Chevalier. Bald sprang er vor, bald zurück, bald suchte er mit einem Stoß die Brust des Gegners zu treffen, bald ihn zu unterlaufen und so zu Fall zu bringen. In seinem Ausfall wie in seinem Rückzug war etwas Blitzartiges, den Feind Verwirrendes; hatte es Marcel mit einem Menschen oder mit einem Schatten zu thun? Bei einer Wendung, die der Chevalier machte, glaubte der Vicomte endlich seine Gelegenheit des Glückes gekommen und stieß heftig zu: aber sein Stoß ging in die leere Luft, und der Degen des Chevalier drang ihm in die Seite. Ein breiter Blutstrom quoll aus der Wunde.

„Oh!“ grinste Lambert. „Das hat die Frau

Marquise nicht erwartet, daß ihre kleinen Listen und Ränke aus dem hübschen Vicomte von Montjoye so bald einen stillen Mann machen werden!"

„Noch nicht," ächzte Marcel und richtete sich mit letzter Anstrengung straff in die Höhe. „Heran!"

Umsonst bemühten sich die Andern zu vermitteln; schon war der Chevalier, in der Ueberzeugung, daß es ihm nicht fehlen könne, wieder auf Marcel eingedrungen. Da hatte die Sonne mit scharfem Strahl die Wolken ganz zertheilt und erfüllte das Zimmer mit einer starken, blendenden Lichtfluth. Der Chevalier blinzelte mit den Augen, glitt aus und fiel in den Degen Marcel's .. Nicht ein Minute war seit der Verwundung des Vicomte verflossen .. Und plötzlich, wie der glänzende Lichtstrahl gekommen, erlosch er auch, als der Chevalier röchelnd in die Arme seiner Freunde sank.

„Es ist aus," stöhnte er. Aus Mänteln und Decken, die man über einen Schemel breitete, machte man ihm eine Art Lehne für den Oberkörper.

„Eine schöne Bescheerung! Ich wollte ein Gespenst spielen, nun bin ich selbst darüber zum Schatten geworden! Meine Gläubiger werden triumphiren. So lange ich keinen Heller hatte, war ich unverwundbar, und jetzt .. Wetter, man soll mit Amor nicht spassen!

Es geschieht mir recht, warum mischte ich mich in den Streit zweier verliebten Närrinnen? Pest, da ist die eine! Zerreißt euern Adonis, zerreißt ihn" ...

Weiter konnte er nicht sprechen, der Schmerz war stärker, als er. An Rettung war nicht zu denken, die Spitze des Degens hatte die Brust getroffen.

Vornüber geneigt, das starre Auge auf den Sterbenden gerichtet, dessen Blicke sich schon umflorten, stand Marcel, an einen Tisch sich haltend, schwankend, taumelnd: der Degen lag in einer Blutlache; seiner Wunden nicht achtend, sah er nur eins: den Tod. Den Tod, den seine rasche Hand herbeigeführt. Was ist Schuld, was Unschuld? Was Zufall, was vorbedachter Wille in solchen Thaten? Ueber allem Zweifel und allen Klügeleien war dieß gewiß: Er hatte jenen Mann getödtet. O Liebe, Jugend, unschuldiger Traum des Glücks, mußtet ihr damit enden, mit diesem Schauspiel des Grauens?

Der Ruf: „Er ist zu Tode getroffen, er stirbt!" hatte Marie aus ihrer Betäubung erweckt. Das Geschrei, die entsetzten Gesichter der Diener des Hauses, die nun herbeikamen, theils aus Neugierde, theils zur Dienstleistung, genügten, ihr Alles wieder in die Erinnerung zurückzurufen, was ihrer Ohnmacht vorangegangen. Sie stürzte nach dem Gemach. Mit ausge-

breiteten Armen blieb sie auf der Schwelle stehen .. er lebte noch!

„Marcel! Marcel!“

„Marie!“

Er bedeckte sein Gesicht mit den Händen und fiel nieder: die Erschöpfung und der Blutverlust hatten ihn übermannt.

---

Als im März des nächsten Jahres die Bäume im Park zu Montjoye wieder mit lieblichem Grün sich schmückten, kehrte auch der junge Herr des Schlosses zurück — aber nicht jung und blühend, wie er es verlassen, sondern gebeugt und vor den Jahren gealtert. Ein hartnäckiges Fieber, das, von der Wunde herrührend, sich endlich auf die Nerven geworfen, hatte ihn auf das Krankenlager niedergestreckt und nach Beseitigung der schlimmsten Gefahr monatelang an das Zimmer gefesselt. Jetzt hatten ihm die Aerzte die mildere Luft seiner südlichen Heimath jenseit der Loire empfohlen, damit er dort vollends gesunde. Auch der Vater sehnte sich nach dem einzigen Sohne; er würde zu ihm gekommen sein, wenn nicht der heftigste Gichtanfall seine Reise verhindert hätte. Mehr als alle diese Gründe, so laut und eindringlich sie auch sprachen, war es der eigene Wunsch Marcel's, der ihn heimwärts

führte. Die Wunde seines Leibes hatte sich vernarbt, aber die Wunde seines Herzens blutete noch und würde — er wenigstens glaubte es — ewig bluten. Wozu Viele ein langes Leben gebrauchen, ihm hatte das Schicksal in kurzen Wochen die Lehre gegeben, welche das Welträthsel erschließt, daß unser Dasein eine Kette von Irrungen und Enttäuschungen, und Entsagung unsere einzige Rettung daraus ist. Wie im Sturm hatte er die unbändigsten Leidenschaften, Liebe, Haß und Eifersucht, und den Tod in seiner schrecklichsten Gestalt, wenn wir selbst sein Vollstrecker sind, kennen gelernt. Was wollte, was sollte er noch in dem Strudel dieser Stadt? Draußen ließ sich das kurze höhnische Gelächter nicht mehr vernehmen, aber wie oft erscholl es noch vernehmlich dem Ohr seines inneren Menschen!

In der traurigen Muße der Krankheit war er sich der tiefen Kluft bewußt geworden, die Marie von ihm trennte; nicht nur äußerlich schieden sie Geburt, Rang und Vorurtheil — ein Vorurtheil ist nicht unbesiegbar, hieß nicht Voltaire's Komödie: „Das überwundene Vorurtheil"? — auch ihre Seelen wollten nicht mehr harmonisch zusammenklingen. Mit dem glücklichen Leichtsinn der Künstlerin hatte sich Marie bald über die schmerzlichen Ereignisse hinweggesetzt und in

neuen Aufregungen die alten vergessen; für sie war es eben nur ein Abenteuer mehr in ihrem glänzenden und wechselreichen Leben, für Marcel ein Tropfen Wermuth, der ihm den Wein dieser Welt für immer vergällte. Um ihm allein anzugehören, hätte sie ihrer Kunst und ihrem Ruhm entsagen müssen, ein Opfer, das über ihre Kräfte ging. So schieden sie in Wehmuth und doch mit der Ueberzeugung, daß jedes längere Beisammensein sie nur immer weiter von einander entfernen würde, er, um in der Einsamkeit seines Schlosses ihrer als der holdesten und traumhaftesten Erscheinung zu gedenken; sie, um zuweilen in nachdenklichen Augenblicken, wenn sie das leere und nichtige Treiben der Bühne mit Ekel und Widerwillen erfüllte, zu sagen: welch' glückliche Zeit war es doch mit ihm, es war meine einzige wahre Liebe!

Während Marcel's Tage still und ereignißlos in der Provinz verflossen, blieb Marie Gaussin noch lange eine Zierde der französischen Bühne, und die Marquise von Noailles eine der vornehmsten und geistreichsten Damen des Hofes zu Versailles.



Druck von Richard Schmidt in Reudnitz-Leipzig.